

Heike Egner

Komplexität und Emergenz in der Mediation.
Ein Beitrag zur Theorie der Mediation

MASTERARBEIT

im weiterbildenden Masterstudiengang „Mediation“

der FernUniversität in Hagen

Einreichung am 21.05.2021

Kontakt: heike.egner@gmx.at

Danksagung

Solche Arbeiten schreiben sich nicht aus sich alleine heraus, sondern verdanken ihr Entstehen allerhand Einflüssen, die mal als Unterstützung und mal als – vermeintlicher – Gegenwind daherkommen. Einige davon möchte ich erwähnen. Mein expliziter Dank gilt *Arthur Trossen* für sein tiefes Interesse an der Begründung, was Mediation „ist“ (und was es nicht (mehr) ist) und für seine Offenheit und Neugier, die ihn zu Fragen führt, die irritieren und die im Gespräche mit ihm Komplexität unmittelbar erleben lassen; – *Marc Pfeiffer* für seinen Anruf im November 2019 und die daraus entstandene fünfundzwanzigjährige Zusammenarbeit; – *Katharina Gräfin von Schlieffen* für das Telefonat im November 2020, das zur Schärfung der Argumentation für die Mediation als sozialer Situation beigetragen hat; – *Ellen Stubbe* für ihre klaren Fragen mit so viel Herz und so viel Verstand sowie die kritische Durchsicht; – *Peter Strunck* für seine Liebe und seine Unermüdlichkeit, in jedem Tag den Neuanfang zu suchen und zu finden; – *dem Leben*, das einigen Schurken erlaubt hat, meinen eingeschlagenen Weg abrupt zu beenden.

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	i
Inhaltsverzeichnis	ii
Abbildungsverzeichnis	iii
A. Einleitung: Mediation komplexitätstheoretisch beobachtet	1
B. Stand der Forschung	6
C. Begriffsbestimmung und theoretische Rahmung	12
I. Anforderungen an eine Theorie der Mediation	13
II. Systemtheorie <i>revisited</i> – mit Blick auf Mediation	15
1. Welche Systemtheorie?	15
2. Unterscheidung relevanter Systemtypen	19
III. Komplexität und Komplexitätsforschung.....	22
1. Komplexität ₁ : Strukturkomplexität (= Kompliziertheit)	23
2. Komplexität ₂ : Verhaltenskomplexität (= Emergenz)	24
3. Komplexität ₃ : Systembildung als Komplexitätsreduktion ...	26
D. Analyse: Komplexität in der Mediation	29
I. Mediation als soziales System.....	29
1. Interaktionssysteme	30
2. Grundkonstellation der Mediation als Interaktionssystem ...	31
3. Form „Person“ als Adressat der Kommunikation	35
II. Kommunikation.....	36
1. Kontingenz als Motor der Kommunikation.....	36
2. Das Drei-Selektionen-Modell der Kommunikation	38
3. Kommunikation in der Mediation	40
III. Verstehen	42
1. Verstehen als Beobachtung der Handhabung von Selbstreferenz	43
2. Verstehen in der Mediation	44
IV. Emergenzen	46
1. Konflikte.....	47
2. Lösungen	49
3. Die Mediation als „unsichtbares Drittes“ in der Mediation ..	51
E. Konsequenzen für die Praxis der Mediation.....	53
F. Erträge für eine „Theorie der Mediation“.....	57
Literatur	60

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Abstraktionsgrad von Theorien und Häufigkeit ihrer empirischen Überprüfung.....	14
Abb. 2: Theorie sozialer Systeme: Unterschiedliche Systemtypen und ihre Operationsweise	20
Abb. 3: Ein Beispiel für Strukturkomplexität: Die Verknüpfung von Informationsdimensionen in der Mediation	24
Abb. 4: Die Grundsituation der Mediation; (a) nach Jochens (2019); (b) modifiziert auf Grundlage der Theorie sozialer Systeme ...	32
Abb. 5 Klassisches Zwei-Personen-Modell der Kommunikationstheorie (A) und das Drei-Selektionen-Modell nach Niklas Luhmann (B).....	39
Abb. 6 Die Grundsituation der Mediation als Interaktionssystem	41

A. Einleitung: Mediation komplexitätstheoretisch beobachtet

Als außergerichtliches Verfahren der Streitbeilegung setzt die Mediation gemäß § 1 Abs. 1 Mediationsgesetz (MediationsG) darauf, dass die Parteien mithilfe einer oder mehrerer Mediator*innen in einem vertraulichen Rahmen freiwillig und eigenverantwortlich eine einvernehmliche Beilegung ihres Konflikts anstreben. Die Mediation ist ein Verfahren, das den Teilnehmenden „ein hohes Maß an Zusammenarbeit abverlangt“ und voraussetzt, „dass die Konfliktbeteiligten gesprächsbereit und ergebnisoffen“ (Haaß, 2016, Rn 8) in eine Mediation hineingehen. Ohne dies gesondert zu betonen, setzt die Mediation damit auf *Kommunikation* aller Beteiligten sowie auf *Verstehen* der Positionen, Argumente und Interessen der jeweils anderen. Zugespitzt ließe sich formulieren: Keine Mediation ohne Kommunikation, ohne Kommunikation kein Verstehen, und ohne Verstehen wird das Finden einer „zukunftsorientierten und interessen geleiteten Lösung“ (ebd.) unmöglich.

Vor dem Hintergrund einer system- und komplexitätstheoretisch informierten Perspektive reichen bereits diese beiden Aspekte – „Kommunikation“ und „Verstehen“ – in der Beschreibung der Mediation aus, um sie als eine komplexe Situation zu begreifen (z. B. Luhmann, 2005a, 1986). Einerseits verläuft Kommunikation schon im Normalfall keineswegs linear (dazu D.II.), geschweige denn in einem Konflikt. Andererseits zeigt sich bereits im Alltag, mit welchen Hürden jede und jeder zu tun hat, wenn es darum geht, ein Gegenüber tatsächlich zu verstehen und in dessen Darlegungen nicht nur das bereits einem selbst Eigene zu finden (dazu D.III.); im Konfliktfall muss dann auch noch davon ausgegangen werden, dass ein Verstehen-Wollen gar nicht vorhanden ist. Neben diesen grundsätzlichen Faktoren der Mediation auf Verfahrensebene bringt darüber hinaus jeder Fall Konflikte und Beteiligte mit sich, die eine immer wieder neue Konstellation darstellen und deren Elemente und Dynamik sich erst im Verlauf des Verfahrens zeigen. Diese treten in der Regel nur über kommunikative Rekursionen hervor, die vor allem durch die Kunstfertigkeit der Mediator*in hervorgerufen werden und sich letztlich in einem iterativ

vorantastenden Prozess darstellen.¹ Das Ziel jeder Mediation, eine „zukunftsorientierte und interessengeleitete Lösung“ (Haaß, 2016, Rn 8) zu finden, die für alle Beteiligten auch tatsächlich eine *gute* Lösung sein soll, stellt sich daher nicht von ungefähr für die Beteiligten zu Beginn und in den ersten Phasen der Mediation als nahezu unlösbar oder gar unmöglich dar. Einen Raum zu kreieren, der über unterschiedliche Interventionen den Boden für Kommunikation und Verstehen und somit für eine gemeinsame Lösungssuche bereitet – das ist die Aufgabe der Mediator*in.

In einer gelingenden Mediation schließlich gibt es jenen Moment, in dem die Kommunikation vom Konflikt zur Lösung kippt und sich in ihrer Ausrichtung von einem grundsätzlichen Gegeneinander der Parteien zu einem – vielleicht zunächst noch zögerlichen, aber dennoch schrittweisen – Miteinander verändert. Dieser Moment wird von einigen Mediator*innen wie auch Medianten als „magisch“ beschrieben:

„Ich bin kein Esoteriker; bevor sich jemand an dem Begriff stört: Mit „magisch“ meine ich einen elektrisierten, interessierten, lebendigen, wachen Zustand auf dem Weg zu einer echten Konfliktlösung, dessen und deren Ursachen man sich nicht unmittelbar erklären kann“ (Wallisch, 2012).²

Aus einer komplexitätstheoretischen Sicht beschreibt Wallisch hier eine Emergenz, die sich aus dem Zusammenspiel der Akteure in einem komplexen System ergibt (dazu C.III.). Die Beschreibung eines Moments des Kippens der Kommunikation vom Konflikt zur Lösung als „magisch“ verweist in metaphorischer Weise auf zentrale Eigenschaften von Emergenz – auf das Nichtkontrollierbare und nicht intentional Hervorzubringende. So können weder der Moment des Kippens, noch dessen Art und Weise, noch dessen Folgen konkret vorhergesagt und auch nicht von der Mediator*in selbst durch ihr Bemühen hervorgebracht werden. Das Auftreten von Emergenzen gilt als Kennzeichen komplexer Verhältnisse (vgl. z. B. Stephan, 1999); auch von dieser Seite aus lässt sich daher rückschließen, dass es sich bei der Mediation um eine komplexe Angelegenheit handelt.

¹ Genau hierfür hält die Mediation eine Vielzahl von Methoden bereit, z. B. die verschiedenen Formen zu fragen, Fokussieren, Loopen, Reframing, Pendeln, Doppeln, Metaphern, Visualisieren usw. (z. B. Gläßer, 2016; Bähler / Oboth / Schmidt, 2008).

² Siehe auch den Film „Magic of Mediation“ (<https://win-management.de/film-magic-of-mediation/>; Zugriff am 01.03.2021).

Interessanterweise spielt das Thema Komplexität weder im Gesetz, noch in der definitorischen und methodischen Literatur zur Mediation, noch in den Handreichungen zur Praxis für Mediator*innen explizit eine Rolle (genauer dazu B). Vielmehr spricht das Mediationsgesetz der Mediator*in eine Sonderrolle in dem Verfahren zu, indem sie als diejenige benannt wird, die „die Parteien durch die Mediation führt“ (§ 1 Satz 2 MediationsG.). Der Begriff der „Führung“ impliziert Linearität, wo keine ist; Kontrolle in einer Situation, in der die Mediator*in selbst Teil der komplexen Situation ist, und ein Wissen-wo-es-langgeht in einer Situation, die durch Nicht-Wissen der konkreten Aspekte und der Dynamik des konkreten Falls gekennzeichnet ist. Was diese „Führung“ in der Mediation genau heißen soll, wie diese in den verschiedenen Aspekten von Komplexität zu bewerkstelligen sein könnte sowie darüber hinaus generell die Frage, was warum wie in der Mediation wirkt, müsste eine „Theorie der Mediation“ klären. Diese erweist sich jedoch nach wie vor als bislang sehr wenig beleuchtet. Das überrascht, denn bereits 2002 wurde auf diese Leerstelle hingewiesen, z. B. durch Reiner Bastine:

„Es zeigt sich zwar praktisch, dass Mediation eine wirksame Hilfe für Menschen ist, die einen gemeinsamen Konflikt lösen wollen, jedoch bleibt weitgehend offen, *warum* Mediation wirkt. Fehlt eine solche theoretische Fundierung, fällt es schwer, bündige Antworten auf zentrale, letztlich unumgängliche Fragen zu geben – beispielsweise nach einer begründbaren Prognose von Erfolgen oder Misserfolgen, nach Indikationskriterien für das Verfahren oder nach den eigentlich wirksamen Elementen des mediativen Vorgehens“ (Bastine, 2002, S. 35).

Es erstaunt durchaus, dass Formulierung und Argumentation fast zwanzig Jahre später nahezu identisch klingen, z. B. bei Arthur Trossen, der erneut die Formulierung einer Theorie zur Begründung der Wirkungsweise von Mediation anmahnt. Für ihn ergibt sich die Notwendigkeit einer derartigen Theorie direkt aus der Praxis selbst und weniger aus theoretischer Neugier:

„Die Praxis erwartet, dass sich die Mediation präzise von anderen Verfahren abgrenzen kann und eine Verlässlichkeit bei der Fallbearbeitung anbietet. Diese Anforderung kommt zumindest dann auf, wenn die Mediation auf eine handwerkliche Leistung ausgerichtet wird. Sie muss messbar und hinsichtlich der geschuldeten Leistungen auch planbar und nachvollziehbar sein, damit sich der Inbegriff des Angebots zur Durchführung einer Mediation nicht nur den Parteien erschließt.“ (Trossen, 2021, S. 96).

Folgt man der Argumentation von Markus Troja, dann hätte eine fundierte Erforschung und Theoriebildung *vor* einer Gesetzgebung erfolgen müssen, analog beispielsweise zur Psychotherapie, die „auf fast 100 Jahre Wirksamkeitsforschung zurückgreifen kann, bevor es zur Verabschiedung des Psychotherapeutengesetzes kam“ (Troja, 2019, S. 140). In der Mediation erfolgte die Gesetzgebung hingegen sehr schnell und legte so affirmativ fest, was Mediation ist (oder sein soll und was nicht), ohne dass dabei die Fragen nach der prinzipiellen Wirksamkeit, nach der vergleichenden Wirkung unterschiedlicher Formen, nach der differentiellen Indikation („Welche Form ist bei wem indiziert?“) und der Prozessforschung („Auf welche Weise wirkt es?“) beantwortet seien. Mithin stehen Wirksamkeitsforschung und Theoriebildung in der Mediation noch aus.

Die Masterarbeit nimmt dieses Spannungsfeld zwischen Dynamik, Kontrolle („Führung“) und „Magie“ als Ausgangspunkt und verfolgt die Frage, in welcher Hinsicht Erkenntnisse über Komplexität und Emergenz zum Verstehen des Ablaufs der Mediation, zur Erklärung der spezifischen Anforderungen an die Mediation und an die Mediator*in sowie der Durchdringung der Dynamik des Mediationsprozesses beitragen können. In diesem Sinne sucht die Masterarbeit auf abstrakter Ebene einen Beitrag zur Theorie der Mediation zu leisten, und gleichzeitig auf einer konkreteren Ebene einen komplexitätstheoretisch informierten Blick auf das „Innere der Mediation“ zu werfen, um dadurch die spezifischen Herausforderungen für Mediator*innen, beispielsweise bei ihrer durch das Gesetz zugewiesenen „Führungsaufgabe“, besser fassen zu können.

Die Suche nach jenen Aspekten und Elementen in der Mediation, deren komplexe Eigenschaften sowohl die Dynamik als auch das von vielen Beteiligten als „magisch“ erlebte Auftauchen von Lösungshorizonten ermöglicht, konzentriert sich auf die Grundsituation der Mediation mit den Aspekten „Kommunikation“ und „Verstehen“ und beleuchtet sie vor dem Hintergrund systemtheoretischer und komplexitätstheoretischer Erkenntnisse (dazu C und D). Mit dieser sehr basalen Blickrichtung zielt die vorliegende Arbeit auf eine Analyse der Grundsituation jeglicher Form der Mediation; eine Spezifizierung im Hinblick auf die unterschiedlichen

Mediationsprojekte (Breidenbach, 1998) oder Mediationsmodelle (Tros-
sen, 2021, S. 137 ff.) erscheint mithin weder zielführend noch nötig.

Aus den system- und komplexitätstheoretischen Überlegungen heraus
werden abschließend einige Konsequenzen für die Praxis der Mediation
(dazu E) sowie die daraus erwachsenden Erträge für eine „Theorie der Me-
diation“ (dazu F) abgeleitet.

B. Stand der Forschung

Die theoretische Fundierung der Mediation ist bislang noch wenig ausgereift. Als zentrales und im Rahmen der Ausbildung immer wieder betontes theoretisches Element gilt das „Harvard-Konzept“ (Fisher / Ury / Patton, 2019), das im Wesentlichen auf der Trennung von Person und Sache besteht, und das bei der Verhandlung die Interessen der Beteiligten anstelle der von ihnen vertretenen Positionen in den Vordergrund stellt. Diese aus der Verhandlungsführung entlehnte Maxime ist für die Praxis der Mediation hilfreich, insbesondere, wenn auch nicht nur, in solchen Fällen, in denen es um distributive Verhandlung geht. Im Sinne einer theoretischen Fundierung der Mediation erklärt das „Harvard-Konzept“ – nichts.

Ebenfalls als grundlegende und für die Mediation anerkannte Perspektive gilt „die Systemtheorie“ bzw. eine „systemische Perspektive“. Im Gegensatz zum Harvard-Konzept verbirgt sich hinter dem Begriff „Systemtheorie“ tatsächlich ein umfangreiches und mächtiges theoretisches Instrumentarium, insbesondere in der Variante der soziologischen Systemtheorie, wie sie von Niklas Luhmann vorgelegt wurde³ und an die sich auch die vorliegende Arbeit anschließt. Sie bedarf allerdings der inhaltlichen Ausführung (dazu C.II.), da einerseits der allgemeine Hinweis auf eine „systemische Sichtweise“ für das Verständnis der Wirkweise von Mediation unzureichend erscheint (siehe unten), andererseits es insbesondere mit Blick auf das Thema „Komplexität“ (dazu C.III.) von erheblicher Bedeutung ist, auf welches Verständnis der Hinweis „System“ verweist. Komplexität und Komplexitätstheorien sind inhaltlich mit Systemtheorien in sehr enger Weise verbunden, wobei es – komplexitätstheoretisch gesehen – keineswegs beliebig ist, was als System verstanden wird.

Dort, wo die Begriffe „System“ und „systemisch“ in der Literatur zur Mediation wie selbstverständlich eingesetzt werden, bleibt allzu oft ungesagt, auf welches Verständnis sich dieser Verweis stützt und was genau gemeint

³ Allerdings argumentiert die Systemtheorie so voraussetzungsreich, dass sie den soziologisch oder psychologisch wenig bewanderten Praktiker schnell überfordert. Dies ist jedoch nicht der Theorie selbst anzulasten, sondern gilt letztlich für alle so genannten Meta-Theorien, oder, anders ausgedrückt, gilt für Theorien hoher Komplexität, dass es diese „... eine drastische Reduktion verstehensfähiger Adressaten unvermeidlich“ (Luhmann, 1992, S. 624) machen.

sein soll, wenn „System“ oder „systemisch“ gesagt wird. Dies entspricht weitgehend dem Alltagssprachgebrauch – auch dort wird ganz selbstverständlich von Systemen gesprochen und man glaubt zu verstehen, was gemeint sein soll, egal ob es sich um ein Unternehmen, die Politik, den Kapitalismus oder eine Familie handelt. Selten wird es etwas genauer. Zwar scheint in einer sehr allgemeinen Weise klar, dass in der Mediation zwar Individuen einander gegenüber sitzen, die miteinander im Streit liegen, deren Konflikte jedoch meist in einem größeren Zusammenhang zu sehen sind, der das Individuelle überstrahlt.

Der genauere Blick in die Literatur zeigt: Der „systemische Ansatz“ ist nicht dasselbe wie der Begriff systemische Theorie oder Systemtheorie“ (Aschenbrenner, 2008, S. 146). Der „systemische Ansatz“ gilt als eine Sammelbezeichnung für therapeutische und andere Beratungsansätze (z. B. Coaching und Organisationsberatung), die Erkenntnisse der Systemtheorie(n) in diesem Feld nutzen. Der „systemische Ansatz“ in der Mediation nimmt, verkürzt gesagt, den „größeren Zusammenhang“ der beteiligten Konfliktparteien in den Blick und bezeichnet dies – inspiriert durch und in Anlehnung an systemische Beratung und Therapie – als „System“. „Systemisch arbeiten“ in der Mediation heißt in diesem Sinne somit „Kontexte erkennen“ (Bond / Bond, 2015, S. 196); also danach zu fragen, welche Kontexte für eine Person, ein Paar, ein Team oder eine Organisation relevant sind und welche Rolle diese Person, das Team oder die Organisation in Bezug auf diese Kontexte hat. Dieses an psychologische Therapie und Beratung angelehnte Systemverständnis ist innerhalb der Mediation recht weit verbreitet (siehe z. B. Lederer, 2015; Orso, 2015; Lindemann / Mayer / Osterfeld, 2018). Für die Betrachtung von Komplexität erscheint dieses Systemverständnis ein wenig zu schwammig. Andere Arbeiten zu Mediation richten ihren Fokus mehr oder weniger explizit auf das Soziale des Konflikts zwischen den Parteien; ihr Verweis auf Systemtheorie läuft dann – vor dem Hintergrund von Mediation als kommunikationsbasiertem Verfahren – vor allem auf die „Theorie sozialer Systeme“ (Luhmann, 1987, 1998) hinaus (z. B. Duss-von Werdt, 2011, 2016, der zugleich Ansätzen der systemischen Therapie zugeneigt scheint; Gruber, 2008; Harnack, 2019; Jochens, 2013, 2018; Kleve, 2015; Reuthal, 2012; Trossen, 2021; Zwack / Zwack, 2015). Die für das weitere Verständnis der

vorliegenden Arbeit notwendigen Aspekte der soziologischen Systemtheorie werden unter C.II. ausgeführt; eine weitere Erläuterung kann daher an dieser Stelle entfallen.

Im Gegensatz zu den Begriffen „System“ und „systemisch“, für das die Mediationsliteratur immerhin Ansätze und theoretische Bezüge anbietet, sieht dies bei den Begriffen „Komplexität“ und „komplex“ angesichts der Mediation eher dürftig aus. Auf Komplexität wird eher in einer allgemeinen Weise verwiesen, die letztlich nicht mehr besagt, als dass uns die Welt chaotisch gegenübertritt und eben deswegen unser Leben komplex sei, wie es stellvertretend für diese Sichtweise der Konfliktforscher und Mediator Bernhard Mayer darstellt:

„Aus der Komplexitätswissenschaft lernen wir: Egal wie viel wir analysieren, studieren, reflektieren und sezieren, wir leben in einer chaotischen Welt und alle menschlichen Systeme sind komplex und nicht linear.“ (Mayer, 29.09.2020).

Weitere Literaturstellen führen den Begriff „komplex“ zwar bestenfalls im Titel, jedoch dann im Text nicht näher aus (z. B. Bastine, 2002) oder es geht darum, Komplexität zu „handhaben“ oder „zu meistern“, entweder allgemein bezogen auf den Konflikt (z. B. Reiss, 2018) oder unterschieden für das Verfahren und die Fallebene (z. B. Kessen / Voskamp, 2014). In den meisten Fällen wird ähnliches wie von Mayer im Zitat oben unterstellt, dass nämlich Komplexität in der Mediation immer irgendwie als eine Art Selbstverständlichkeit gegeben sei. Sozusagen „Komplexität als ständiger Begleiter“ (Kessen / Voskamp, 2014, S. 101). Üblicherweise bezieht sich die Beschreibung der Komplexität in der Regel auf die Vielzahl unterschiedlichster Ebenen, die schiere Menge an zu bewältigender Information sowie die Schwierigkeiten bei der für die Mediation als notwendig erachteten Detailtiefe. Dieses Verständnis von Komplexität entspricht in etwa dem, was unter C.III. als „Komplexität₁“ bezeichnet wird, alternativ auch als „Strukturkomplexität“ oder – pointierter – als „komplizierter als kompliziert“. Diese Art von Komplexität lässt sich tatsächlich „handhaben“, indem man die Informationen sachgerecht verarbeitet oder „dimensioniert“ wie es bei Trossen (2021, S. 248) heißt. Die Dimensionierung „ist ein gedankliches Werkzeug zur Komplexitätsbewältigung“ (ebd.), indem

sie zur „optimalen Informationsverarbeitung“ beiträgt. Die vorhandene Strukturkomplexität wird so zur durchschaubaren Komplexität:

„[...] *Komplexität* [...] wird *durchschaubar*, wenn die Informationsdimensionen als die Variablen der Komplexität angesehen werden, die über die Ankerpunkte mit dem Verfahren gekoppelt sind und sich untereinander vernetzen. [...] *Werden die Informationen korrekt dimensioniert*, binden sie sich ohne Zutun des Mediators in ein wechselseitiges Beziehungsgeflecht ein, in dem sich ihre Abhängigkeiten und Bezüge offenbaren. *Mit jeder Information vervollständigt sich das Bild von der Lösung*, sodass sich der Effekt, dass die Lösung wie reife Früchte von den Bäumen fällt, einstellen kann.“ (Trossen, 2021, S. 122, Hervorh. H.E).

Michael Reiss betont, dass der verbreitete Wunsch nach Komplexitätsreduktion auf einer einseitigen Bewertung von Komplexität beruhe, die

„... nur *schlechte* Komplexität in Gestalt von Verschwendung, Ballast, Übergröße, Überdosierung, Leerlauf und Wiederholungen kennt. Das zweite Gesicht der Komplexität, also die *gute* Komplexität in Form von Vorteilen der Diversity, Wahlmöglichkeiten, Spielräumen, produktiven Konflikte und pragmatisch-pluralistischen Strategien, etwa alternative Streitbeilegung (ADR) oder ‚Beyond Mediation‘-Ansätze, wird ignoriert“ (Reiss, 2018, S. 87, Hervorh. im Original).

Er sieht in der „Komplexitätsanreicherung“ (wie etwa Co-Mediation, Doppelrollen des allparteilichen Mediators, Jurys statt Einzelmeinungen, divergentes, statt konvergentes Denken) explizite Stärken für eine erfolgreiche Bewältigung der Mediation (vgl. ebd.). Komplexität ist für Reiss durch vier Aspekte gekennzeichnet:

- *Vielzahl* und
- *Vielfalt* (beides entspricht in etwa der Strukturkomplexität, dazu C.III.1.),
- *Vieldeutigkeit* (siehe dazu auch die Ausführungen zu Kontingenz unter D.II.1.)
- *Veränderlichkeit* (im weitesten Sinne verstehbar als Eigendynamik und in etwa Komplexität₂ entsprechend, dazu C.III.2).

In Ergänzung der bislang in der Mediation vorherrschenden Perspektive auf Komplexität als *Strukturkomplexität* (im weiteren Verlauf „Komplexität₁“) fokussiert diese Arbeit auf jene Aspekte, die bereits in der Grundsituation der Mediation als kommunikations- und verstehensbasiertes Verfahren angelegt ist. Hier kommen die beiden weiteren unter C.III.

dargestellten Perspektiven auf Komplexität („Komplexität₂“ und „Komplexität₃“) zum Tragen, die sich bislang in der Literatur zur Mediation so nicht finden ließen.⁴ Eine Überlegung zu der Notwendigkeit „komplexitätsadäquater theoretischer Modellannahmen“ für die „sozialwissenschaftliche Ergründung der Mediation“ formuliert Norbert Jochens (2019; die dortigen Überlegungen werden in D.I.2. kritisch diskutiert).

Da diese Masterarbeit auch darauf abzielt, einen Beitrag zu einer möglichen „Theorie der Mediation“ zu leisten, sei abschließend noch ein Blick auf die Literaturlage in diesem Bereich geworfen. Neben Harvard-Konzept und Systemtheorie als eine Art selbstverständlichen Bestandteilen greift die Mediation auf Theoriefragmente, Modelle und Konzepte aus unterschiedlichen Disziplinen zurück, ohne diese jedoch zu einem Theoriegebäude zusammenzuführen. Die Suche nach einer expliziten „Theorie der Mediation“ führt zu einem einzigen Fund⁵: Arthur Trossen legt zur Begründung der Wirksamkeit seiner „integrierten Mediation“ eine „kognitive Mediationstheorie“ vor, deren Notwendigkeit sich für ihn, wie oben bereits gesagt, weniger aus der Theorie selbst als aus der Praxis ergibt (vgl. Trossen, 2021, S. 95 f.). Mit der Bezeichnung der „kognitiven Mediationstheorie“ betont Trossen sein Verständnis von Mediation als einem

„substantiell [...] kognitiven Prozess“, der alle Elemente umfasst, „um eine vollständige Konfliktbeilegung einschließlich des dafür erforderlichen Erkenntnis- und Informationsmanagements zu ermöglichen“ (Trossen, 2021, S. 138 f.).

Die zentralen Aspekte der Theorie sind dabei in einer Art „virtueller Mediation“ gebündelt, die eine „stets [...] idealtypisch verlaufende Mediation“ beschreibt, „die nur auf der Metaebene als Anleitung und Maßstab zur Verfügung steht“ (ebd., S. 139). In diesem Sinne käme die Mediation einer Art „Superverfahren“ (ebd., S. 138) nahe, welches – im Unterschied zu anderen Verfahren – eine „vollumfängliche Konfliktbeilegung“ ermöglichte und „alle dafür erforderlichen Elemente zur Verfügung“ (ebd.) stelle. Die kognitive Mediationstheorie liefert für Trossen „die Gebrauchsanleitung“ (Trossen, 2021, S. 122) für die Mediation, mit der die „im Detail

⁴ Diese Aussage erfolgt im Bewusstsein der Tatsache, dass der eigene Blick immer ein eingeschränkter ist. Eine andere Suche mag hier oder dort durchaus fündig werden.

⁵ Hier gilt die gleiche Einschränkung wie in Fußnote. 4.

wirkende Funktionalität“ (ebd.) erkundet werden kann. Die kognitive Mediationstheorie beschreibt Mediation als einen kognitiven Prozess der Erkenntnis, die Verfahrensschritte der Mediation entsprechen den Schritten eines Gedankenganges, den die Mediatorin auf dem Weg zur Erkenntnis des Konflikts und möglicher Lösungen gemeinsam mit den Medianden nachvollzieht. Trossen sieht den Schwerpunkt der Mediation in der „Verstehensvermittlung“ (Trossen, 2021, S. 97), daher auch der Name *kognitive* Mediationstheorie.

Mit dem Entwurf seiner Theorie zur Begründung der Integrierten Mediation führt Trossen in gewisser Weise eine „spezielle Mediationstheorie“ ein, ohne auf eine „allgemeine Mediationstheorie“ zurückgreifen zu können. Bedeutet dies, dass sich die Mediation in den letzten beiden Jahrzehnten bereits soweit ausdifferenziert hat, dass eine „allgemeine Mediationstheorie“ gar nicht (mehr) möglich, oder vielleicht auch gar nicht nötig ist? Mir erscheint es genau umgekehrt: Folgt man Lewins Hinweis, dass „es nichts Praktischeres als eine gute Theorie [gibt]“ (Lewin, 1951, S. 169), mag gerade das Fehlen einer „allgemeinen Mediationstheorie“ dazu führen, dass sich (vielleicht sogar aus Marketinggründen?) immer weitere Spezialformen von Mediation ausdifferenzieren, ohne dass genau festzustellen wäre, was diese voneinander unterscheidet und ob es sich dabei (noch) um Mediation handelt, oder eben nicht⁶. Trifft dies zu, dann leitet sich das Theorie-Desiderat tatsächlich aus den Notwendigkeiten der Praxis ab, wie Trossen dies konstatiert. Ergänzend zu seiner „speziellen Mediationstheorie“ bedürfte es somit selbstverständlich auch noch der Entwicklung einer „allgemeinen Mediationstheorie“ (dazu C.I.). Die kognitive Mediationstheorie Trossens zur Begründung der integrierten Mediation, könnte hierfür einen fundierten Ausgangspunkt darstellen.

⁶ Dies zu klären erscheint dringend. So stellte die Frage „Was ist Mediation? Und was noch?“ beispielsweise den Themenschwerpunkt in Heft 2/2018 der Zeitschrift *pm perspektive mediation*.

C. Begriffsbestimmung und theoretische Rahmung

Der Begriffsbestimmung und theoretischen Rahmung dieser Masterarbeit wird ein Kapitel über „Anforderungen an eine Theorie der Mediation“ vorangestellt. Dies erscheint aus mehreren Gründen sinnvoll: Einerseits um zu klären, wo eine Theorie der Mediation im Kontext von wissenschaftlichen Theorien anzusiedeln wäre und welchen Anforderungen sie genügen müsste. Andererseits stellt dies gleichzeitig den Rahmen zur Beurteilung des mit dieser Arbeit beabsichtigten Beitrags zu einer solchen Theorie zur Verfügung, indem es Kriterien bereitstellt, anhand derer der Beitrag überprüft werden kann. Darüber hinaus zeigt die Erfahrung, dass jede Theorie mit einem Praxis-Vorbehalt zu kämpfen hat, der in etwa lautet, dass Theorie mit Mediation nur entfernt etwas zu tun haben könne, da allein die Praxis zeigen könne, was wirkt und was nicht.⁷ Dieser, oft zwar beiläufig, gleichwohl hartnäckig vorgebrachte Hinweis impliziert einen grundsätzlichen Gegensatz von Theorie und Praxis, und tut so, als zielte beides auf Unterschiedliches ab. Mit dieser Arbeit trete ich diesem Vorbehalt entschieden entgegen und folge in diesem Sinne Kurt Lewins Hinweis auf das produktive Verhältnis von Theorie und Praxis (siehe oben). Vor dem Hintergrund dieser drei Argumente erscheint Kapitel C.I. als eine sinnvolle Vorrede zur Begriffsbestimmung und Rahmung dieser Arbeit.

Die darauffolgenden Kapitel in diesem Abschnitt stellen schließlich jene Aspekte der Erkenntnisse aus systemtheoretischer (C.II.) und Komplexitätstheoretischer Sichtweise (C.III.) in den Mittelpunkt, die für das weitere Verständnis der Arbeit als wichtig erscheinen. Komplexitätstheorien stehen inhaltlich mit Systemtheorien in einem sehr engen Zusammenhang; insofern bedarf es für das Verständnis von Komplexität Einsichten aus den Systemtheorien und umgekehrt. Gleichwohl sei vorab bemerkt, dass beide Theoriebündel sehr umfangreich sind und in sich selbst komplex argumentieren, so dass in dieser Arbeit die zentralen Aspekte nur schlaglichtartig genannt und keineswegs erschöpfend diskutiert werden können.

⁷ Dies war auch der Tenor der Praxisseminare im Rahmen der Ausbildung „Master of Mediation“ der FernUniversität Hagen. Der Frage, was wann warum wie wirkt wurde, wurde – mit einer Ausnahme – nicht nachgegangen.

I. Anforderungen an eine Theorie der Mediation

Was genau ist eine „Theorie“? Wozu soll oder kann eine Theorie der Mediation dienen? Und was wird sie nicht leisten können? Für die Handhabung einer Theorie bedarf es zunächst einer Einordnung in den wissenschaftlichen Kontext. Dieser ist jedoch nicht ganz einfach, denn der Begriff „Theorie“ wird in den Wissenschaften ganz uneinheitlich verwendet und kann sowohl für ein eng begrenztes Modell, für ein Konzept oder aber für eine große gesellschaftliche Erzählung stehen. Um die etwa 2.500 Jahre Ideengeschichte über Theorie, und damit zugleich über Wahrheit und Erkenntnis, abzukürzen, verwende ich in dieser Arbeit für den Begriff „Theorie“ eine sehr einfache Definition: Theorien sind „Annahmen über kausale Zusammenhänge“ (Egner, 2010, S. 9). Damit ist gleichzeitig etwas über das Verhältnis von Theorie und Realität zum Ausdruck gebracht: Theorien sind keine Aussagen über die Realität, sondern Aussagen über Annahmen über die Realität (vgl. ebd.). Theorien selbst sind damit keine „Tatsachen“ und können in diesem Sinne weder „wahr“ noch „falsch“ sein – vielmehr lassen sie sich verifizieren oder falsifizieren, was für den wissenschaftlichen Diskurs von erheblicher Bedeutung ist. Verstünden wir eine Theorie als eine Tatsache oder Gegebenheit, geriete jede Auseinandersetzung darüber zu einem Glaubenskrieg, den niemand gewinnen kann, wie uns öffentliche Debatten über Wissenschaft und ihre Befunde aktuell eindrücklich und folgenreich belegen. Daher mag der Hinweis auf eine der wesentlichen Funktionen von Theorien nicht schaden: Über Theorien lässt sich streiten, über Glaubensinhalte nicht. Das gilt auch für eine mögliche Theorie der Mediation.

Der Versuch einer Ordnung der unterschiedlichen Verwendung von „Theorien“ in der Wissenschaft zeigt, dass diese eine bestimmte Reichweite und einen spezifischen Maßstab ihrer Gültigkeit haben und folglich nur in einem bestimmten Kontext gelten. In Abb. 1 sind Theorien nach dem Maß ihres Abstraktionsgrades sortiert (leicht verändert nach Atteslander, 2006, S. 30 auf der Grundlage von König, 1973, S. 4): Die bereits erwähnten, und für die Mediation als Grundperspektive relevanten Systemtheorien stünden als „Theorien hoher Komplexität“, und somit einer unmittelbaren empirischen Überprüfung weitgehend entzogen, in diesem Schema sehr

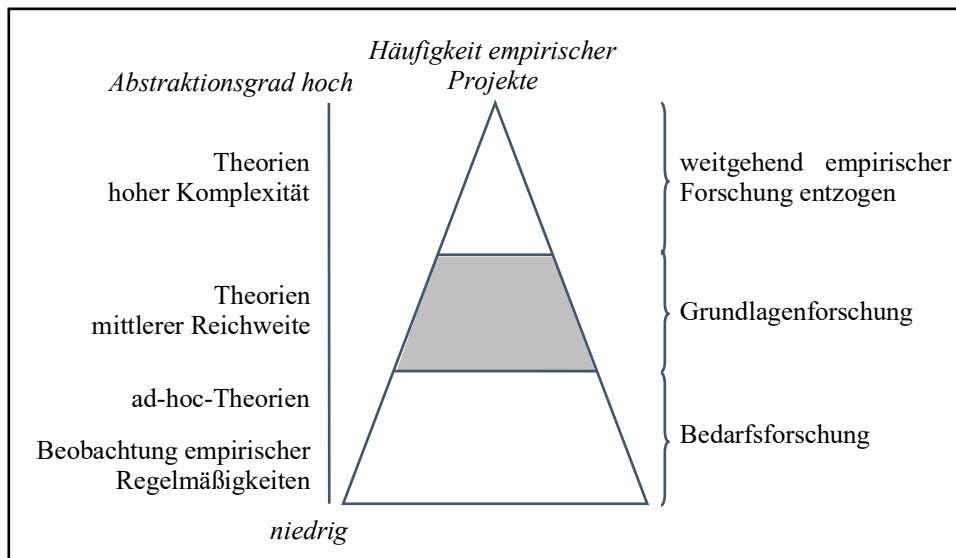


Abbildung 1 Abstraktionsgrad von Theorien und Häufigkeit ihrer empirischen Überprüfung (Quelle: Egner, 2010, S. 11).

weit oben, während das Harvard-Konzept als eine vorwiegend deskriptive Feststellung von Beobachtungen empirischer Regelmäßigkeiten mit niedrigem Abstraktionsgrad weit unten angesiedelt wäre.

Was bedeutet das für die Frage nach den Anforderungen an eine allgemeine Theorie der Mediation? Mit Blick auf Maßstab, Reichweite und Abstraktionsgrad ist sie in den Bereich der „Theorien mittlerer Reichweite“ (Grundlagenforschung) einzuordnen, die Phänomene in vergleichbaren Kontexten zu erklären sucht (vgl. Merton, 1995). Eine derartige Theorie bedürfte also eines Abstraktionsgrades, der eine empirische Überprüfung – heruntergebrochen in operationalisierbare Teile – noch zulässt, was jedoch in der konkreten Umsetzung größere Herausforderungen mit sich bringt. Das entspricht auch der praktischen Realität der Mediation, in der ein Verfahren eingesetzt wird, das Erfolg verspricht, wobei jedoch jeder „Fall“ als ein Einzelfall gilt. Damit entzieht sich die Frage danach, was letztlich wie genau „gewirkt“ und somit zu diesem und nicht jenem Verlauf im Mediationsverfahren geführt hat, regelmäßig der empirischen Überprüfbarkeit. Gleichwohl wird eine allgemeine Theorie der Mediation Aussagen darüber treffen müssen, wie sie – auch in Abgrenzung zu anderen Verfahren – zu ihren Ergebnissen kommt. Dazu muss es ihr gelingen „die Elemente der Mediation als Variablen auszumachen, in eine Struktur einzubinden und deren funktionales Zusammenspiel zu erläutern“ (Trosen, 2021, S. 82). Führt man dies in die Sprache der Definition von Theorie

zurück, geht es in einer Theorie der Mediation darum, ihre Annahmen über die kausalen Zusammenhänge zu begründen und zu plausibilisieren. Wenn sie dabei auf andere Theorien zurückgreift, egal ob jene hoher oder niedriger Komplexität, wäre auch dies in ihr Konstrukt der Annahmen über die kausalen Zusammenhänge zu integrieren und zu begründen. Welche Ansätze, Modelle oder theoretischen Überlegungen für eine Theorie der Mediation instruktiv sein können und somit Berücksichtigung finden sollten, lässt sich entscheiden über die grundsätzliche Frage, für welches Problem dieser oder jener Ansatz eine Lösung anbietet.

Eine derartig entwickelte Theorie der Mediation böte eine Grundlage, um die Mediation von anderen Verfahren abzugrenzen, indem sie entsprechende Kriterien bereitstellt. Es ist davon auszugehen, dass sie damit die Praxis der Mediation gleichzeitig entlasten und belasten würde: Entlasten, indem sie einen Erklärungsrahmen bietet, aus dem hervorgeht, worin die Schwierigkeiten und beständigen Herausforderungen (für Anfänger wie Fortgeschrittene der Mediation) liegen. Belasten, indem sie eine vertiefte Auseinandersetzung mit unter Umständen anspruchsvollen wissenschaftlichen Theorien fordert, was sich jedoch gleichzeitig als ein Beitrag zu höherer Professionalisierung verstehen ließe.

II. Systemtheorie *revisited* – mit Blick auf Mediation

Vor dem Hintergrund des Themas dieser Arbeit – Komplexität in der Mediation – bedarf es eines genaueren Blicks darauf, in welcher Weise Systeme verstanden werden. Vor allem deshalb, weil nicht alle Systemtheorien ein Verständnis von Komplexität mit sich führen und somit nicht in gleicher Weise für die Mediation instruktiv sein können.

1. Welche Systemtheorie?⁸

Auch wenn die Idee eines „Systems“ gewissermaßen so alt ist wie die abendländische Philosophie ist, liegt der Ursprung dessen, was wir heute als System verstehen in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Damals schlug der österreichische Biologe Ludwig von Bertalanffy (1901–1972) die *Allgemeine Systemtheorie* als eine Art Metatheorie vor, die eine universelle

⁸ Das Kapitel greift auf frühere Arbeiten zurück (v. a. Egner, 2008a, S. 54 ff.).

Gültigkeit für alle Systeme haben sollte (vgl. Bertalanffy, 1956). Zunächst wurde die Allgemeine Systemtheorie als revolutionäres Programm empfunden (vgl. Müller, 1996 sowie Bertalanffy, 1972), da sie eine Abkehr von der isolierten Betrachtung von Einzelphänomenen hin zu einer vernetzten Betrachtung der Relationen zwischen den Elementen eines Systems sowie den Wechselwirkungen zwischen Systemen selbst darstellte. In Verbindung mit der etwa zeitgleich von dem US-amerikanischen Mathematiker Norbert Wiener (1894–1964) entwickelten Kybernetik (Wiener, 1948) hat sich die Allgemeine Systemtheorie in den folgenden Dekaden als eine sehr breit akzeptierte Denkweise von der Wissenschaft bis in die Alltagswelt hinein etabliert.

Mittlerweile haben systemtheoretische Begriffe und Perspektiven im öffentlichen Bewusstsein einen so festen Platz errungen, dass wir wie selbstverständlich von Systemen in unserer Welt ausgehen. Begriffe wie Ökosystem, Wirtschaftssystem, soziales System, Familiensystem usw. scheinen heute nicht mehr hinterfragbar, denn es scheint uns ganz selbstverständlich so zu sein, dass es sich hierbei um voneinander abgrenzbare Einheiten handelt, die einer eigenen inneren Dynamik unterliegen. Und: dass die inneren Kommunikationsvorgänge, Steuerungsmechanismen, Austausch- und Regulationsprozesse sehr ähnlich zu sein scheinen, egal, ob es sich dabei um etwas handelt, das sich zwischen Lebewesen in einem Biotop abspielt, um eine Zelle oder eine Volkswirtschaft handelt (vgl. Vester, 2019, S. 111). Auch wenn uns das alles heute selbstverständlich erscheinen mag, zeigt sich, dass die folgenden Fragen letztlich doch nicht einfach zu beantworten sind:

„Was gehört zu einem System und was gehört zu seiner Umwelt? Wer zieht die Grenzen – das System selbst oder wir als die Beobachter? Was macht ein System zu einem System und nicht zu etwas anderem? Gibt es Systeme in der Welt ‚da draußen‘ tatsächlich oder sind sie ein Ergebnis unserer Konstruktionen als Beobachter, damit wir die Welt in ihrer Komplexität leichter verstehen? Und – nicht zuletzt: Wenn sich tatsächlich Systeme in der ‚Realität‘ befinden, woher wissen wir davon?“ (Egner, 2008a, S.53 f.).

Die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten Systemtheorien geben auf diese Fragen unterschiedliche Antworten; diese wiederum erweisen sich als unterschiedlich instruktiv für die Mediation. Stark verkürzt lassen sich zwei Phasen ausmachen:

(1) Systemtheorien erster Ordnung: Zu ihr zählen alle Varianten der Allgemeinen Systemtheorie. Hier bezeichnet ein System eine *Einheit* von bestimmten Charakteristika, Teilen oder Elementen, deren Zusammenspiel von einem Beobachter von außen definiert wird. In dieser Perspektive kann alles, was es gibt, zu einem System erklärt werden und es gehört zur „allgemeinsten Aufgabe“ (Ashby, 1985, S. 69) des Experimentators, die Liste der Systemvariablen zu variieren, bis er eine Gruppe von Variablen ausfindig gemacht hat, die eine eindeutige Aussage im Sinne des Forschungsziels erlauben. Diese Variante des Systemverständnisses findet sich auch in der aktuellen Mediationsliteratur, wo es z. B. heißt: „Es gibt nichts, was man nicht als System betrachten und beschreiben könnte“ (Lindemann / Mayer / Osterfeld, 2018, S. 29; um dies dann am Beispiel eines Jo-Jos (!) zu erläutern). Gleichwohl ist der Erklärungsgehalt einer Theorie, mit der alles, sozusagen „Gott und die Welt“, erklärt werden soll, gemeinhin eher gering. Die Grenzen dieses Verständnisses von Systemen für wissenschaftliche Erkenntnis zeigten sich schnell und so folgte die Generation der Systemtheorien zweiter Ordnung.

(2) Systemtheorien zweiter Ordnung gehen nicht von einer *Einheit* (irgendwelcher Elemente), sondern von der *Differenz* zwischen dem System und seiner Umwelt aus. Um ein System zu analysieren, muss man sowohl das System als auch seine Umwelt beschreiben; das sind zwei Seiten einer Medaille, von denen keine ohne die andere näher bestimmbar wäre. Darüber hinaus kennzeichnen diese Systeme zwei weitere zentrale Aspekte:

- Autopoiesis: Dies gilt für lebende, psychische und soziale Systeme (dazu C.II.2.) und bedeutet, dass alle Elemente, aus denen sie bestehen, von dem System selbst erzeugt werden. Autopoiesis führt somit zu einer *operativen Geschlossenheit* von Systemen (vgl. Luhmann, 2005b).
- Selbstreferenz: Wurde in den Systemtheorien erster Ordnung Systemen bereits die Fähigkeit zur Selbstorganisation zugeschrieben, so geht das Konzept der Selbstreferenz von Systemen einen deutlichen Schritt darüber hinaus. Selbstreferenz schreibt Systemen eine Art „Bewusstsein“ zu, mit dem sie sich selbst von ihrer Umwelt abgrenzen. Selbstreferentielle Systeme sind autonome (jedoch keineswegs autarke) Gebilde, die sich in all ihren Operationen allein auf sich selbst

und nicht etwa auf ein anderes System und dessen Operationen oder auf ihre Umwelt beziehen (vgl. Luhmann, 1988a). Während sich Selbstorganisation auf die *Struktur* eines Systems bezieht, verweist Selbstreferenz auf die *Grenzziehung* des Systems zu seiner Umwelt.

Autopoiesis und Selbstreferenz schreiben Systemen eine außerordentliche Selbstbezogenheit zu: Einerseits erzeugen sie sich selbst (Autopoiesis), andererseits ziehen sie im weiteren Verlauf die Grenzen zu ihrer Umwelt selbst (Selbstreferenz), und dies bei jeder Operation des Systems. Diese Eigenart steht in starkem Gegensatz zur Allgemeinen Systemtheorie, bei der die Grenzen eines Systems durch den Beobachter gezogen werden, der diese je nach Untersuchungsfokus beliebig verschieben, erweitern oder verengen kann. Der Verweis auf die Selbstreferenz von Systemen führt zu einer Paradoxie: Es sind die Systeme selbst, die ihre Grenzen ziehen, allerdings kommen die Systeme erst durch unsere Beobachtung in die Welt – was erkenntnistheoretisch durchaus als Herausforderung anzusehen ist.

Aus dem kurzen Vergleich von Systemtheorien erster und zweiter Ordnung wird deutlich, dass der Begriff „System“ keineswegs von vorneherein eindeutig ist. Für die Mediation interessant und instruktiv zu sein scheinen vor allem Systemtheorien zweiter Ordnung. Das gilt einerseits, weil sie dem aktuellen wissenschaftlichen Verständnis entsprechen, und andererseits, weil sie einen theoretischen Zugriff auf die in der kommunikativen Praxis erfahrbare Komplexität erlauben, der mit Systemtheorien erster Ordnung nur schwerlich möglich ist. Zu den Systemtheorien zweiter Ordnung zählen unter anderem die „Theorie sozialer Systeme“, wie sie Niklas Luhmann in einem etwa dreißig Jahre dauernden Unterfangen entwickelt hat (u. a. Luhmann, 1987, 1998), sowie die „systemische Therapie“, wie sie von Helm Stierlin und anderen in einem ähnlich langen Unternehmen vorangetrieben wurde (Reitz, 2014). Beide Theoriestränge greifen auf die gleichen fundamentalen Erkenntnisse unterschiedlicher Disziplinen zurück und führen sie für ihren spezifischen Forschungsgegenstand (das Soziale bei Luhmann, das Psychische bei Stierlin) zusammen. Auf die Erkenntnisse der Systemtheorien zweiter Ordnung beziehen sich auch Joseph Duss-von Werdt (eher inspiriert durch systemische Therapie in der Art von

Helm Stierlin) und Arthur Trossen (eher von soziologischer Theorie in der Art von Niklas Luhmann).

Die weitere Argumentation dieser Arbeit versteht Mediation als „soziale Situation“ und bedient sich mithin der „Theorie sozialer Systeme“ als Bezugspunkt. Mit Rückgriff auf das vorherige Kapitel zu „Theorie“ erscheint dabei folgende Erinnerung wichtig: Trotz des Anspruchs auf universelle Gültigkeit verbindet Luhmann – ganz konform mit seinem eigenen Theoriegebäude – damit keinerlei Anspruch auf Richtigkeit oder gar Wahrheit:

„...die Systemtheorie ist auf alle Fälle ein kontingentes Unternehmen. Sie tritt nicht mit dem Anspruch auf, einzig richtig zu sein, obwohl sie universell konzipiert ist. Sie soll für alles zuständig sein, was in der Gesellschaft passiert, aber sie ist nicht notwendigerweise die einzig richtige Konzeption. Das hat ja auch mit der Fundierung in Paradoxien zu tun. Mein Stil ist ja auch ironisch, um genau das zu markieren. Ich will damit sagen, nehmt mich bitte nicht zu ernst oder versteht mich nicht zu schnell“ (Luhmann im Interview, Horster, 1997, S. 46).

Das folgende Kapitel greift Aspekte heraus, die für das Verständnis dieser spezifischen Perspektive der Systemtheorie im Zusammenhang mit dem Themenfeld Mediation zentral erscheinen.

2. Unterscheidung relevanter Systemtypen⁹

In der Mediation haben wir es mit Menschen zu tun, und spontan neigen wir dazu, unser Gegenüber „als Ganzes“ zu begreifen. Eine der besonderen Herausforderungen des Luhmann'schen Theoriegebäudes liegt darin, dass die Theorie aus Analysegründen das zerlegt, was wir im Alltagsverständnis zusammen denken, nämlich den Menschen als „ganzes Subjekt“ sowie Gesellschaft als den „Zusammenschluss von Menschen“. In der Theorie sozialer Systeme stellt sich dieser Zusammenhang grundlegend anders dar (Abb. 2): Hier besteht das Soziale (bei Luhmann immer bezeichnet mit: „Gesellschaft“)¹⁰ aus Kommunikation, und nur aus Kommunikation und nicht aus Menschen. Zwar spielen Menschen eine zentrale Rolle, da ohne ihre Beteiligung keine Kommunikation stattfindet, aber auch „der

⁹ Das Kapitel greift auf frühere Arbeiten zurück (v. a. Egner, 2008a, S. 143 ff.).

¹⁰ In der Theorie sozialer Systeme handelt sich auch dann um Gesellschaft, wenn nur zwei Menschen ein sehr intimes Gespräch führen – dies ist „Gesellschaft“ in Form eines einfachen Interaktionssystems (vgl. Luhmann, 1988b, S. 49).

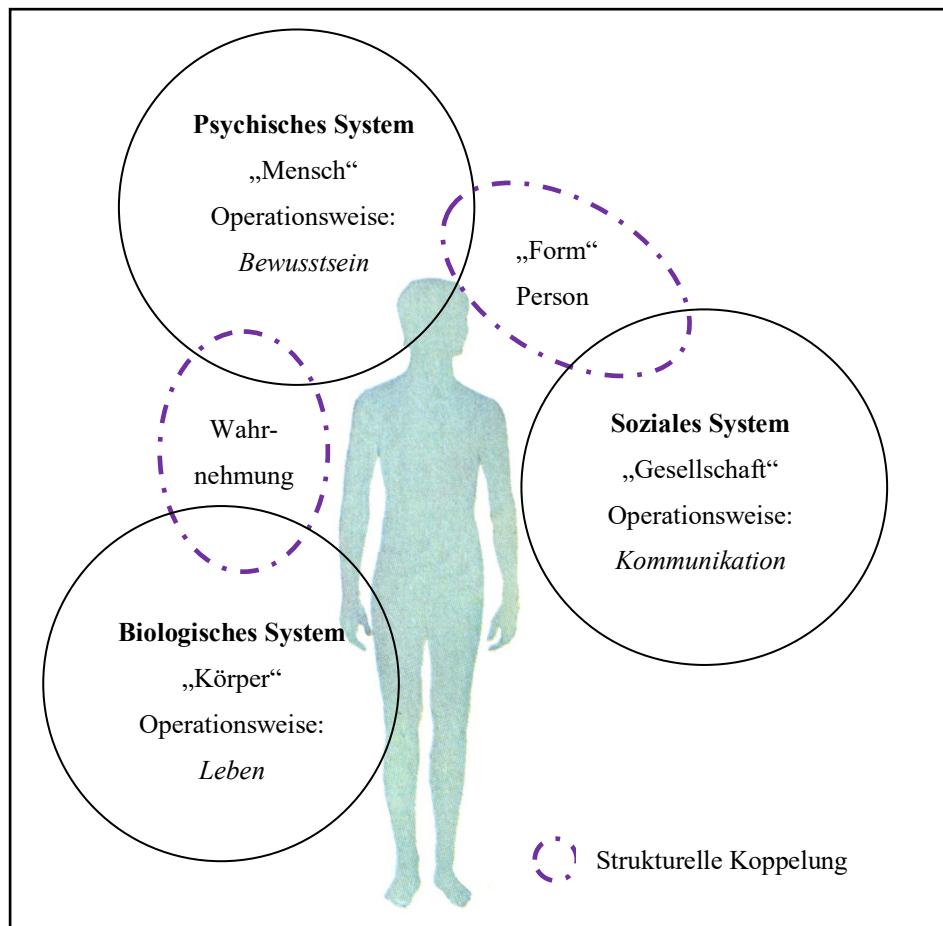


Abbildung 2 Theorie sozialer Systeme: Unterschiedliche Systemtypen und ihre Operationsweise (Quelle: Egner, 2008a, S. 135). Für die Mediation relevant sind die beiden Systemtypen „soziales System“ und „psychisches System“.

Mensch" wird in der Systemtheorie nicht ganz gelassen, sondern in sein Bewusstsein (in der Sprache der Systemtheorie: in das psychische System) und seinen Körper (das biologische System) als je eigenen Systemtyp zerlegt. Das bedeutet: Körper, Bewusstsein und Gesellschaft sind für die Analyse getrennte Systeme, die auf ganz unterschiedlich Weise „operieren“ und somit nicht aufeinander reduzierbar sind. Aus Abb. 2 lässt sich als Konsequenz ablesen, dass soziale Systeme nicht denken, sondern nur kommunizieren können, während psychische Systeme (Bewusstsein) nicht kommunizieren, sondern nur denken können.

Für die Mediation erscheint dieser theoretische Zugang auf den ersten Blick wenig hilfreich. Geht es in der Mediation nicht genau darum, herauszuarbeiten, was die Streitparteien als „Menschen“ in den Konflikt gebracht hat? Diese Gemengelage aus Emotionen, Werten, Bedürfnissen, biographisch bedingten Verletzlichkeiten, situativen und kontextgebundenen Gegebenheiten im Sosein usw., die uns Menschen ausmacht? All dies

soll doch (vor allem in Phase 3 der Mediation) sichtbar werden, um so einen „Perspektivwechsel“ und das „Verstehen“ des Gegenübers zu erreichen, um auf dieser Basis dann den Boden für die Lösungsfindung zu bereiten. Somit liegt es nahe, die Mediation vor allem als eine „psychologische Situation“ zu begreifen, auf die eine soziologische Perspektive nicht angewendet werden könne.¹¹

Die vorliegende Arbeit tut jedoch genau das. Sie blickt mit einer soziologisch-systemtheoretischen Perspektive auf die Mediation. Denn alles das, was Menschen in den Konflikt gebracht hat und diese dann wiederum in die Mediation einbringen – eben diese Gemengelage aus Emotionen, Werten, Bedürfnissen usw. – all das wird *kommunikativ* verhandelt. Fritz B. Simons hilfreiche Unterweisung in die „Systemtheorie des Konflikts“ unterscheidet dementsprechend klar zwischen psychischen und sozialen Konflikten (Simon, 2018), die an jeweils unterschiedlicher Stelle und auf unterschiedliche Weise zu einer Lösung streben. Demnach handelt es sich bei Mediation im besten Sinne um ein soziales System, das dadurch auch mit soziologisch-systemtheoretischen Mitteln betrachtet werden kann. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Erkenntnisse der systemischen Therapie (mithin ein psychologischer Schwerpunkt) für die Mediation hilfreich und instruktiv sein können. Mediation ist jedoch keine Therapie, sondern eine soziale Situation, bei der

„der Fokus der Aufmerksamkeit in der *Kommunikation* darauf gerichtet sein [muss], damit die widerstreitenden Positionen vertreten werden können, zwischen denen die Kommunikation dann mal hin- und hergerissen wird“ (Simon, 2018, S. 13, Hervorh. im Original).

Der kommunikative Schwerpunkt der mediativen Praxis lässt sich schwerlich negieren: Weder ist es leicht noch selbstverständlich, „Verstehen“ zwischen den Konfliktparteien (und auch bei der Mediator*in) zu erreichen; vielmehr bedarf es erheblicher *kommunikativer* Mühen, meditativer Interventionen und allerhand Handwerkszeug, um das „Dahinter“ des Konflikts auf den Tisch zu bekommen. Folgt man der Überlegung, dass sich die eigentlichen Beweggründe für den Konflikt im „Bewusstsein“ der Konfliktparteien, und damit in einem anderen System (nämlich dem

¹¹ So Gräfin von Schlieffen im persönlichen Gespräch mit der Autorin im Herbst 2020.

psychischen System mit der Operationsweise Bewusstsein) als dem sozialen System der Mediation (mit der Operationsweise Kommunikation) befinden, geraten andere Mechanismen in den Blick als dies die Deutung der Mediation als eine rein oder zumindest vorwiegend „psychologische Situation“ erlaubt. Vor dem Hintergrund eines soziologisch-systemtheoretisch informierten Blicks vertritt diese Arbeit folgende Hypothese: *Erst, und gerade dadurch, dass sich der (theoretische) Blick von den Individuen löst und die Mediation als soziales System begreift, kann Komplexität und Emergenz im Verfahren der Mediation adressiert und verstanden werden.*

III. Komplexität und Komplexitätsforschung¹²

Komplexität als Forschungsfokus ist eine relativ neue Entwicklung in den Wissenschaften. Die Komplexitätsforschung hat ihren Ursprung in der Chaosforschung, die sich ab den 1960er Jahren an die Erkenntnisse der Allgemeinen Systemtheorie anschloss und gezeigt hatte, dass kleinste Änderungen in den Ausgangsbedingungen eines natürlichen Systems zu überraschenden und nicht vorhersagbaren großen Wirkungen führen können (grundlegend dafür Lorenz, 1963; Mandelbrot, 1982; Prigogine / Stengers, 1988). Die Komplexitätstheorien lassen sich letztlich als ein Resultat (oder ein Überbleibsel) der Chaosforschung verstehen (für einen Überblick siehe Lewin, 1996) und gehören ebenfalls zu den Systemtheorien zweiter Ordnung (siehe oben). Sie nehmen jene Prozesse in Systemen in den Blick, die überraschende Sprünge in ihrem Verhalten aufweisen, deren Vorhersagbarkeit sich einer einfachen mathematischen Berechnung entziehen. Mit der Komplexitätsforschung eng verbunden sind Begriffe wie Selbstorganisation, Nicht-Linearität und Emergenz, die den Perspektivwechsel der (Natur-)Wissenschaften auf das *Verhalten* von Systemen (und weniger dessen Eigenschaften) betonen (vgl. z. B. Prigogine, 1982; Kauffmann, 1998; Mainzer, 2003, 2007).

Mittlerweile ist es mit den Begriffen „Komplexität“ und „komplexe Systeme“ ähnlich wie mit „System“ und „systemischer Perspektive“ – sie haben unsere Alltagssprache durchdrungen und sind gleichzeitig weit davon

¹² Dieses Kapitel greift auf frühere Arbeiten zurück, v. a. Egner, 2008a, S. 74 ff.; Egner, 2008b.

entfernt, einheitlich definiert und verstanden zu werden. Was also heißt „komplex“ und wann spricht man – aus Komplexitätstheoretischer Sicht zu Recht – von „Komplexität“? Die folgenden Kapitel fassen die unterschiedlichen Verwendungen knapp zusammen und versehen sie mit einem durchnummerierten Label („Komplexität₁“ bis „Komplexität₃“), um in der weiteren Argumentation abkürzend darauf Bezug nehmen zu können.

1. Komplexität₁: Strukturkomplexität (= Kompliziertheit)

In der Alltagssprache – wie teilweise auch bei unachtsamem Gebrauch im wissenschaftlichen Kontext – gilt etwas dann als umso komplexer, je größer die Zahl der Komponenten und je komplizierter die Arten der Beziehungen zwischen diesen Komponenten sind. Dies ließe sich auch als „Strukturkomplexität“ im Unterschied zu „Verhaltenskomplexität“ bezeichnen (Schamanek 1998, in Ratter / Treiling, 2008, S. 28). Ein Beispiel für diese Art Komplexität findet sich in der Literatur zu Mediation bei Trossen, wenn er beispielsweise die Verknüpfung von Informationsdimensionen visualisiert (Abb. 3): „Die damit einhergehende Vernetzung erfüllt ein Merkmal der Komplexität“ (Trossen, 2021, S. 122). Alternativ zu „komplex“ ließe sich ein solches System auch als „unübersichtlich“ oder „verschachtelt“ bezeichnen. In jedem Fall könnte bei solchen Zusammenhängen – ausreichend Zeit und Geduld vorausgesetzt – in Art eines Handbuchs für jede der Verbindungslinien aufgezeigt werden, welcher Zusammenhang gemeint ist und wie das Zusammenspiel (kausal) funktioniert.

In derartiger Weise verweist der Begriff „Komplexität“ auf etwas, das als „komplizierter als kompliziert“ erscheint, jedoch nicht im eigentlichen Sinne der Komplexitätstheorien als „komplex“ verstanden werden kann, da sich dort der Blick auf die qualitativen (anstelle der quantitativen) Merkmale eines Systems und damit auf dessen *Verhalten* richtet. Als eine Art Faustregel könnte gelten: Alles, was mit Sachverstand und ausreichender Beschäftigung gelöst werden kann, ist kompliziert (oder eben: „strukturkomplex“). Alles, wofür auch mit größtem Sachverstand keine Vorhersagen getroffen werden können, gilt als komplex; Komplexität kann somit auch als Maß für die Menge an Überraschungen, mit denen man rechnen muss, verstanden werden.

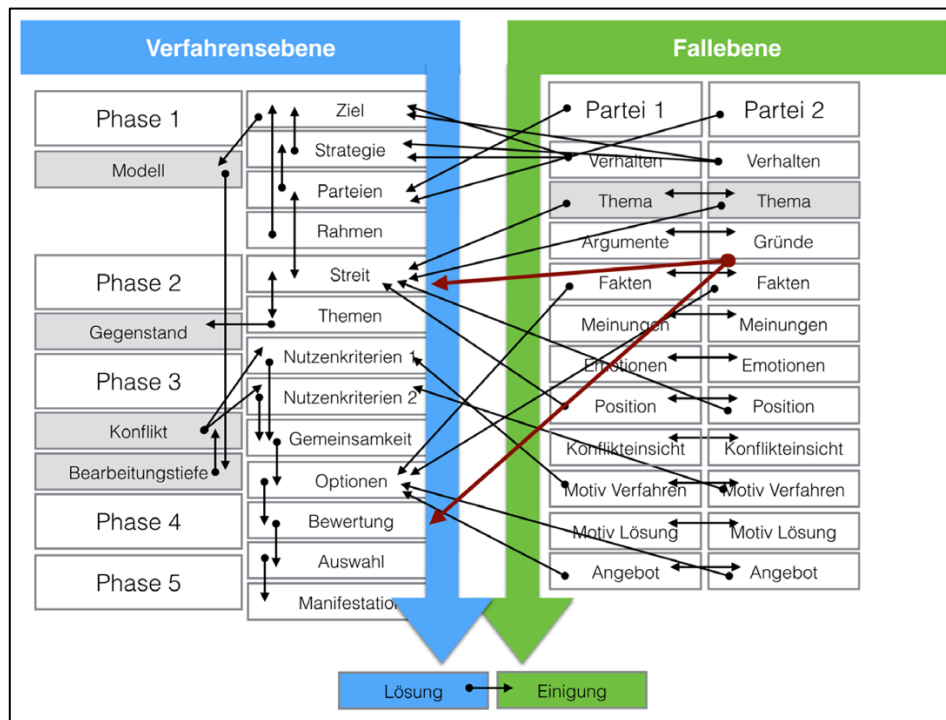


Abbildung 3 Ein Beispiel für Strukturkomplexität: Die Verknüpfung von Informationsdimensionen in der Mediation (aus: Trossen, 2021, S. 121).

2. Komplexität₂: Verhaltenskomplexität (= Emergenz)

Betrachtet man Systeme hinsichtlich ihres Verhaltens, kann auch ein sehr einfach strukturiertes System hochkomplexes Verhalten aufweisen; so bildet eine Amöbe hinsichtlich ihres Verhaltens ein extrem komplexes System mit vergleichsweise geringer Kompliziertheit (vgl. Goldammer / Kaehr, 2007, S. 3). Die Spezifik komplexer Systeme liegt darin, dass auch bei genauester Kenntnis aller Systemelemente das Verhalten des Systems nicht vorausgesagt werden kann. Auf die Frage, warum dies so ist, antwortet die Komplexitätstheorie mit dem Begriff „Emergenz“.

Emergenz (von lat. *emergere* = auftauchen, hervorkommen) bezeichnet das Entstehen neuer Strukturen oder Eigenschaften aus dem Zusammenwirken von Elementen eines Systems, die etwas Neues hervorbringen, dessen Entstehen sich jedoch nicht aus den einzelnen Teilen herleiten lassen, sondern vielmehr allein aus dem Prozess des *Zusammenwirkens* dieser Teile erklärbar wird (vgl. Stephan, 1999, S. 16). Emergenz meint damit nicht nur das bloße Wachsen von etwas Vorhandenem, sondern bezeichnet einen qualitativen Sprung innerhalb eines Systems, das Auftauchen einer

neuen Eigenschaft oder Qualität. Das komplexe Verhalten eines Systems kann dabei unter Umständen auf sehr einfachen Regeln beruhen, was am Beispiel eines Vogelschwarms leicht deutlich wird. Staren z. B. fliegen in erstaunlichen Formationen am Himmel, die einen „heimlichen Choreographen“ (Führung) vermuten lassen. Dabei folgt jedes Individuum innerhalb des Schwarms nur zwei Regeln: (1) Fliege so dicht wie möglich zu deinem Nachbarn und (2) stoße nicht mit ihm zusammen. Indem so jedes Individuum das tut, was es tut, tritt infolge des Zusammenspiels der Einzelaktivitäten die komplexe Eigenschaft des Schwarms als Ganzes zutage.

Auch wenn „Emergenz“ innerhalb weniger Jahre zu einem „Modeterminus“ (Stephan, 1999, S. 232) avanciert ist, beschreibt dieser letztlich jedoch nur das Resultat (die neue Eigenschaft oder Qualität) und erklärt nicht, wie das Unerklärliche zustande gekommen ist.¹³ Dennoch zwingt das Konzept von Emergenz zu einem Perspektivwechsel und richtet die Aufmerksamkeit auf das *Dazwischen*, auf das, was zwischen den Systemelementen passiert, und weg von beteiligten Elementen. Anders gesagt: Wenn wir bei der Rechnung $1 + 1 = 2$ verstehen, was die 1 darin ausdrückt, kommen wir dennoch zu keinem Ergebnis, wenn wir nicht begreifen, was das „+“ und das „=“ zwischen den Ziffern bedeutet (vgl. Egner, 2008b, S. 41). Vermutlich liegt gerade in diesem Perspektivwechsel der Erfolg der Emergenz, der einige sogar dazu bringt, die dahinterliegende Idee für „one of the most beautiful and profound ideas“ (Christian, 2013, S. 174) zu halten, deren Potenzial wir bei weitem noch nicht ausgelotet hätten.

Was dies für die Mediation bedeutet, wird etwas später ausgelotet (dazu D.IV.). An dieser Stelle mag jedoch noch folgende Überlegung hilfreich sein, da die Grundsituation der Mediation (idealtypisch gedacht) weder hierarchisch noch monokontextual strukturiert ist: Eberhard von Goldammer und Rudolf Kaehr weisen darauf hin, dass Systeme dann komplex sind, wenn in ihnen ein Zusammenspiel von *hierarchischen und heterarchischen* Strukturen, d. h. zwischen unter- und nebengeordneten Strukturen, zu beobachten ist (vgl. Goldammer / Kaehr, 2007). Eine wesentliche

¹³ Die Vorstellung, dass indem wir etwas einen Namen geben, wir es damit gleichzeitig auch verstanden haben („to name it is to tame it“), ist vielleicht einer der häufigsten Fehlschlüsse, der durchaus auch in der Wissenschaft vorkommt (vgl. Firestein, 2012).

Unterscheidung dieser beiden Logiken liegt in ihrer „Kontextualität“: Die hierarchische Logik ist monokontextural, während sich eine heterarchische Logik durch eine Vielheit von Nachbarkontexten auszeichnet, die miteinander in Verbindung stehen, also polykontextural ist (vgl. Günther, 1979; Goldammer, 2003). Heterarchische Systeme funktionieren zudem in der Regel selbstreferentiell (siehe oben) und entziehen sich schon allein deswegen einer adäquaten Beschreibung und jeglicher Vorhersage ihres Verhaltens mit Hilfe des klassischen logisch-mathematischen Instrumentariums – womit wiederum die obigen Erkenntnisse zu „Emergenz“ als Kernaspekt von Komplexität zum Tragen kommen.

3. Komplexität₃: Systembildung als Komplexitätsreduktion

Akzeptiert man die soziologische Variante der Systemtheorien als eine prinzipiell instruktive Grundlage für Mediation, verändert sich der Blick auf Komplexität erneut. Luhmanns Systemtheorie erweist sich „terminologisch als kompatibel mit der modernen mathematischen und empirischen Komplexitätsforschung“ (Mainzer, 2012, S. 93), blickt jedoch aus einer anderen Perspektive darauf. Im vorherigen Abschnitt galt: Komplexität führt zu Emergenz und diese Emergenz entsteht aus dem Zusammenwirken der Systemelemente. Niklas Luhmann dagegen verbindet in seiner „Theorie sozialer Systeme“ (1) Komplexität mit dem Begriff der *Reduktion* und versteht (2) Emergenz als ein Ergebnis der Konstitution von Systemen und nicht als ein Ergebnis der Interaktionen von einzelnen Elementen des Systems. Dies steht auf den ersten Blick im Gegensatz zur der oben dargestellten Verwendung von Komplexität und Emergenz. Beide Aspekte bedürfen kurzer Erläuterung, bevor sie abschließend bewertet werden.

(ad 1) Das Argument lautet: Das Vorhandensein von Komplexität (in der Welt) ist für Niklas Luhmann der Grund dafür, dass sich Systeme überhaupt ausbilden. Indem sie dies tun, reduzieren sie Komplexität – die unbestimmte Komplexität der Welt wird durch Grenzziehung (und damit: Systembildung) in eine bestimmte, systemintern strukturierte Komplexität überführt. Im System handelt es sich dann sozusagen um „organisierte Komplexität“ (Luhmann, 1987, S. 46) mit selektiven Beziehungen zwischen den Elementen. Denn kein System ist imstande, je soviel interne Komplexität aufzubauen, dass es jedem Element und jeder Relation in der

Umwelt eine systeminterne Eigenleistung zuordnen und sich somit auf eine Punkt-zu-Punkt-Beziehungen zur Umwelt stützen könnte (vgl. Luhmann, 2008, S. 33). In diesem Sinne ist die Systembildung selbst ein emergentes Verhalten, auch wenn Luhmann den Begriff der Emergenz eher kritisch sieht und für die „Komponente einer Erzählung“ (Luhmann, 1998, S. 134) hält, als für einen Begriff, der etwas erklären könnte.

(ad 2) In Luhmanns Verständnis entstehen Emergenzen am „Zwischensystemkontakt“ (Luhmann, 1987, S. 159) von Systemen und nicht aus der Interaktion von Elementen innerhalb eines Systems. In diesem Sinne ist jedes soziale System (Kommunikation) als eine Emergenz zu begreifen, die von den beteiligten psychischen Systemen (Bewusstsein) jeweils allein nicht hätte erzeugt werden können. Für Luhmann sind Elemente damit „Elemente nur für die Systeme, die sie als Einheit verwenden, und sie sind es nur durch diese Systeme“ (ebenda., S. 43). Emergenz ist damit nicht einfach „Akkumulation von Komplexität, sondern Unterbrechung und Neubeginn des Aufbaus von Komplexität“ (ebenda, S. 44). Und das auf jeder Ebene der Systembildung immer wieder neu. Versteht man Emergenz auf diese Weise, dann scheint sie durch eine Konstitution „von oben“ zu entstehen und steht damit im Unterschied zu der Vorstellung, dass die Interaktionen der Elemente zu einer neuen Struktur und zu neuen Eigenschaften führen, die aus der Kenntnis der Eigenschaften der spezifischen Elemente nicht hätte hergeleitet werden können, was einer Emergenz „von unten“ entspräche (vgl. Egner, 2008b, S. 51 f.). Welche der beiden Beschreibungen „richtig“ ist, lässt sich sicherlich nicht grundsätzlich entscheiden. Vielmehr wird es – wie so oft in der Wissenschaft – eine Frage der Methode sowie der Theorie sein, bei der es darum geht, zu begründen, unter welchen Bedingungen welcher Erklärungsansatz adäquat erscheint.

Für den Zusammenhang der Mediation können wir festhalten, dass das soziale System Mediation (Kommunikation) am Kontakt zwischen psychischen Systemen (Streitparteien, Mediator*in) emergiert. So wie jedes soziale System insofern als Emergenz verstehbar wird, als dass es von den beteiligten psychischen Systemen (Bewusstsein) allein nicht hätte erzeugt werden können, ist jede Mediation eine Emergenz, die in ihrer jeweiligen

Spezifik am Zwischenkontakt der beteiligten psychischen Systeme, und dadurch immer wieder neu, entsteht. Auch der Aspekt der Unvorhersagbarkeit trifft auf soziale Systeme zu: Welchen Verlauf eine Kommunikation nimmt, hängt allein von der Dynamik der Kommunikation des sozialen Systems ab und nicht vom jeweiligen Bewusstsein der Beteiligten (dazu D.II.).

D. Analyse: Komplexität in der Mediation

Dieser Abschnitt blickt im Detail und unter einer Komplexitätstheoretischen Perspektive auf die aus Kommunikation und Verstehen bestehende Grundsituation der Mediation (D.II.). Dem vorangestellt wird ein Kapitel, das die Mediation als *soziales System* skizziert. Wie oben bereits erwähnt, wird die Mediation in der Literatur bislang vorwiegend als ein *psychologischer* Sachverhalt dargestellt, bei dem die Psychologie des Konflikts sowie die psychologische Verfasstheit der Streitbeteiligten in den Blick zu nehmen sind; in der systemischen Variante kommt dann noch die Einbeziehung des Kontexts der Streitenden hinzu. In Ergänzung, aber vielleicht auch im Gegensatz dazu, wird Mediation hier als eine *soziale* Situation verstanden und begründet (D.I.). Die kommunikative Grundsituation der Mediation wird durch eine systemtheoretische Analyse des komplexen Vorgangs von „Verstehen“ komplettiert (D.III.). Abschließend richtet sich der Fokus auf jene Aspekte, die als Emergenz begriffen werden können (D.IV.). Das Verständnis dieser Vorgänge innerhalb der Mediation als eine neue Qualität, die niemand individuell und absichtsvoll hervorbringen kann, erlaubt eine qualitativ veränderte innere Ausrichtung der Mediator*in sowie prinzipiell ein tieferes Verständnis der Wirkungsweise von Mediation (dazu E.).

I. Mediation als soziales System

Der Hinweis auf Luhmanns Theorie sozialer Systeme lässt fast automatisch an Gesellschaft denken, wird sein Theorie doch vor allem als Gesellschaftstheorie gehandelt. Dies ist jedoch nur eine Lesart. In der Theorie sozialer Systeme stecken (mindestens) vier weitere Stränge, die je für sich genommen als eigenständige Theorien gelesen werden können (vgl. Jahraus et al., 2012): Systemtheorie als Differenzierungstheorie, als Evolutionstheorie, als Kommunikationstheorie (dazu mehr in D.II.) und als Medientheorie. Dabei versteht Luhmann sein Unterfangen als „ein universalistisches und zugleich spezifisches Theorieprogramm. ... Es handelt sich um eine Welttheorie, die nichts, was es gibt, ausläßt ...“ (Luhmann, 1988b, S. 292 f.) – gemeint ist nach der hier vertretenen Einschätzung alles Soziale, und damit: eine Welttheorie, die alles, was es *an Kommunikation*

gibt, einschließt. Allein vor diesem Hintergrund ist Mediation, die ja *auf* Kommunikation basiert und nicht *als* Kommunikation verstanden werden muss, selbstverständlich bereits als soziales System zu verorten. Folgt man Luhmanns Perspektive auf Komplexität (Komplexität₃) und argumentiert, dass Systeme sich gerade aufgrund von (zu hoher) Komplexität ausbilden und so, indem sie dies tun, die unbestimmte Komplexität der Welt durch Systembildung in eine bestimmte, systemintern strukturierte Komplexität überführen, dann lässt sich Mediation, wie jedes andere soziale System auch, als „soziales System mit organisierter Komplexität“ begreifen. Für das Verständnis von Mediation ist das ein möglicher Anfang, jedoch nicht hinreichend. Wie lässt sich dieses soziale System noch genauer beschreiben?

1. Interaktionssysteme

Zur Unterscheidung unterschiedlicher Reichweiten und Strukturen von Kommunikation – und damit des Sozialen – kommt Luhmann überraschenderweise mit nur drei Begriffen aus. Er führt die Unterscheidung Interaktion, Organisation und Gesellschaft ein (Luhmann, 2005c) und grenzt damit den Gesellschaftsbegriff nicht, wie es traditionell in der Soziologie üblich war, gegen das Individuum ab, sondern gegen „andere Typen sozialer Systeme“ (Atzeni, 2012, S. 89), die er dann auf der Ebene der allgemeinen Theorie sozialer Systeme (im Unterschied zur Gesellschaftstheorie) in den Blick nimmt. Auf die vielfältigen Aspekte und Konsequenzen dieser Unterscheidung wird an dieser Stelle nicht eingegangen. Vielmehr nimmt die folgende Argumentation eine Abkürzung und konstatiert, dass es sich aufgrund der Struktur, der zeitlichen und räumlichen Begrenzung sowie der nur geringen Anzahl möglicher Beteiligter bei der Mediation um ein *Interaktionssystem* handelt. Damit betrifft es den „einfachsten Fall“ (Kieserling, 1999, S. 35) einer allgemeinen Theorie sozialer Systeme,

„als man hier noch von einem sozialen System, aber nicht mehr von einem differenzierten System sprechen kann. Selbstverständlich verdankt sich auch die Interaktion einem Prozess der Systemdifferenzierung, denn sie kann nur im System und nicht in der Umwelt der Gesellschaft ausdifferenziert werden. Aber sie wiederholt diesen für sie konstitutiven Mechanismus der Systemdifferenzierung nicht auch in sich selbst. Ihre Grenzen sind, von innen her gesehen, stets auch Grenzen der weiteren System-

differenzierung. Die Interaktion hat, solange sie läuft, keine *eigenen* Folgeprobleme der Systemdifferenzierung zu lösen“ (ebd., Hervorheb. im Original).

Die Mediation kann mithin als ein „undifferenziertes Sozialsystem“ verstanden werden, das zu keiner weiteren Systembildung führen wird. Interaktionssysteme sind auf die wechselseitige Wahrnehmung, also die Anwesenheit der Beteiligten, angewiesen. Dabei bleiben, zur Erinnerung, die Bewusstseinsysteme dieser Beteiligten „radikal vom Interaktionssystem getrennt, dass gerade deshalb entsteht, weil die Bewusstseinsysteme sich zwar wechselseitig wahrnehmen, aber füreinander intransparent bleiben“ (Atzeni, 2012, S. 89). Es gilt zudem: Auch in Interaktionssystemen kann man nicht nicht kommunizieren (Watzlawick / Beavin / Jackson, 2000, S. 53); „man muss Abwesenheit wählen, wenn man Kommunikation vermeiden will“ (Luhmann, 1987, S. 562). Beide Aspekte sind für die Mediation von hoher Relevanz, wobei letzterer (Unmöglichkeit von Nicht-Kommunikation) wohl vertraut, der erste (Trennung von Bewusstseins- und Interaktionssystemen) eher ungewohnt erscheinen mag.

2. Grundkonstellation der Mediation als Interaktionssystem

Was heißt es für die Mediation, wenn gilt, dass die Bewusstseinsysteme der Beteiligten „radikal vom Interaktionssystem getrennt“ sind und „die Bewusstseinsysteme sich zwar wechselseitig wahrnehmen, aber füreinander intransparent bleiben“? Jochens (2019) legte eine Visualisierung dieser Konstellation aus seiner Sicht dar (Abb. 4a). Er geht grundsätzlich von einer „Steuerung“ in der Mediation als „systemtheoretisch begründetem Interventionsprozess“ (ebd., S. 88) aus und setzt eine grundsätzliche Steuerbarkeit konfliktärer sozialer Systeme voraus (Jochens, 2018); darauf wird später zurückzukommen sein (dazu E.1.). Abb. 4a macht deutlich, dass Jochens der Mediator*in eine Sonderrolle zuweist: Sie steht außerhalb des konfliktären Sozialsystems, an dem in seiner Darstellung nur die Medianden beteiligt sind. Anders als die Medianden prozessiert die Mediator*in „Beobachtungsoperationen und Kognitionen“, basierend auf der Beobachtung der beiden Medianden sowie der Kommunikation, während die Medianden auf das Prozessieren von Gedanken und Gefühlen reduziert sind und selbst keine Beobachtungen vornehmen.

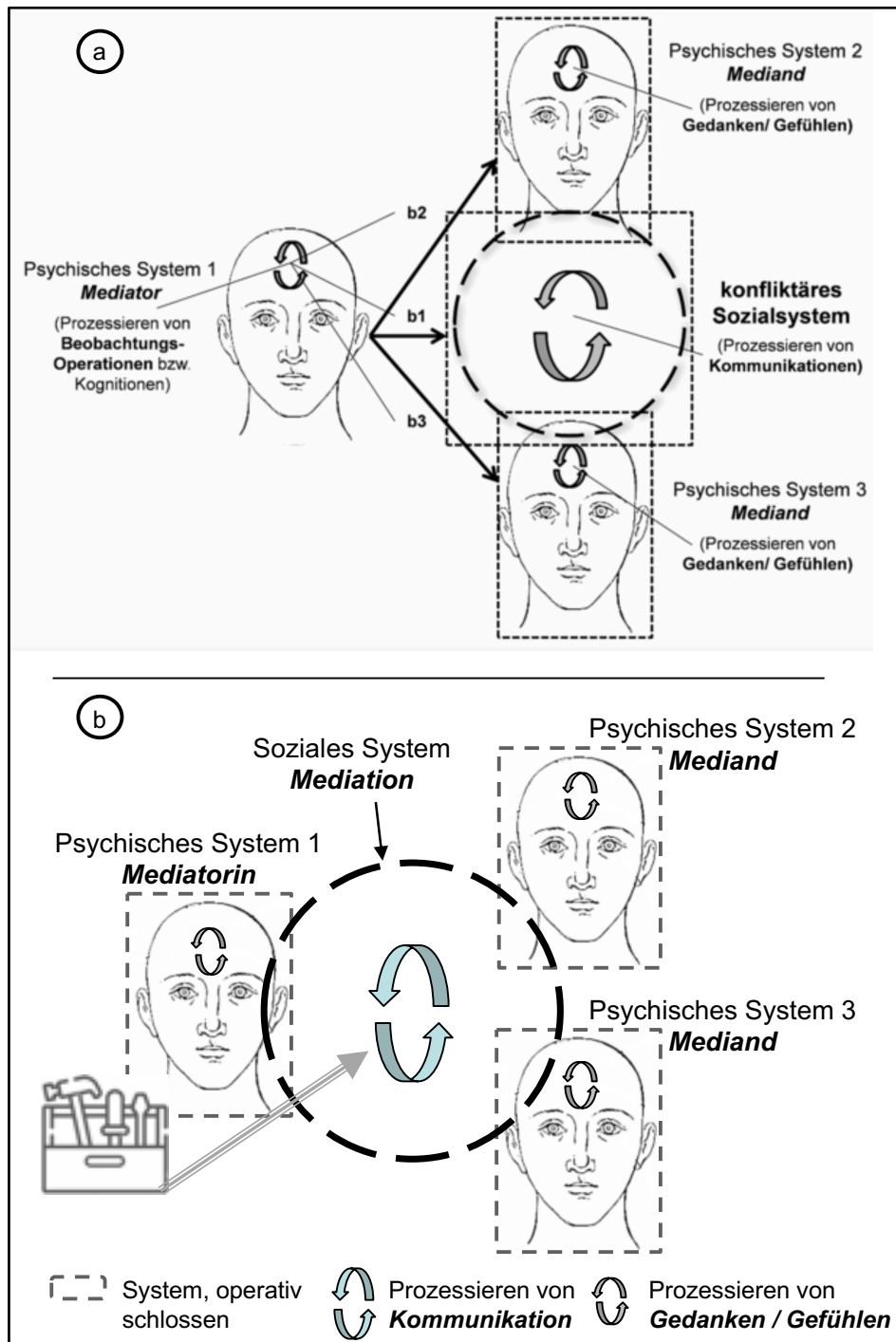


Abbildung 4 Die Grundsituation der Mediation; **(a)** nach Jochens (2019); **(b)** modifiziert auf der Grundlage der Theorie sozialer Systeme. Wird Mediation als Interaktionssystem aufgefasst, dann gilt, dass die Bewusstseinsysteme sich zwar wechselseitig wahrnehmen, aber füreinander intransparent bleiben und die Kommunikation im sozialen System sich selbst strukturiert.

Wenn gilt, dass eine Mediation ein Interaktionssystem und mithin ein „undifferenziertes soziales System mit organisierter Komplexität“ darstellt und man mithin die Theorie sozialer Systeme als Analyseinstrument zugrundelegt, dann beschreibt Jochens Interpretation dieser Konstellation allenfalls die Ausgangssituation einer Mediation, wenn also das

Mediationsgespräch beginnt, die Streitparteien ihren Konflikt (den man als schon länger bestehendes Interaktionssystem begreifen kann), in die Mediation mitbringen und sie selbst – durch ihren Konflikt – in der Regel tatsächlich in ihrem Rückgriff auf kognitive Ressourcen eingeschränkt sind (Roland Breinlinger nennt das „Konfliktverblödung“¹⁴). Dass die Mediator*in in der in Abb. 4a dargestellten Weise „außen“ bleibt, die Medianten sowie die Kommunikation beobachtet und „Kognitionen prozessiert“, entspricht allenfalls einer idealisierten Vorstellung der Rolle der Mediator*in, ist jedoch weder der realen Mediationssituation noch dem theoretischen Setting angemessen. Gleichwohl findet sich eine derartige Vorstellung nicht selten in Lehrbüchern wieder:

„Solange Sie als *unabhängige Person* eine Moderation, Mediation oder Beratung durchführen, haben Sie eine vergleichsweise einfache, weil klare Aufgabe zu erledigen. Wenn *Sie selbst zu dem System gehören*, in welchem Sie dies tun, wird es schon schwieriger, da Sie immer auch noch andere Rollen einnehmen, den anderen Beteiligten immer auch noch in anderen Funktionen begegnen“ (Lindemann / Mayer / Osterfeld, 2018, S. 20, Hervorh. H.E.)

Kehren wir zurück zu dem theoretischen Setting der Theorie sozialer Systeme und unterstellen, dass es sich bei der Mediation um ein Interaktionssystem im Sinne dieser Theorie handelt. In dieser Perspektive ist die Mediator*in *immer* zugleich *Teil* des sozialen Systems Mediation und kann gar nicht außen vor bleiben; zur Erinnerung: „man muss Abwesenheit wählen, wenn man Kommunikation vermeiden will“ (Luhmann, 1987, S. 562). Gleichzeitig erscheint es wichtig, sich daran zu erinnern, dass ein soziales System (und mithin auch die Mediation) auf der Basis von Kommunikation operiert; die beteiligten Menschen gehören somit der Umwelt des sozialen Systems an und sind nur über ihre Kommunikationen am sozialen System beteiligt. Für die Mediation stellt dies eine zunächst absonderlich erscheinende Konstruktion dar. Genau dies jedoch ist gemeint mit dem Begriff der „operativen Geschlossenheit“ von Systemen (vgl. Luhmann, 2005b): Somit gilt, dass auch jedes Bewusstseinssystem operativ (auf der Grundlage der eigenen Gedanken) geschlossen ist, womit das soziale System (die Mediation), sowie zugleich auch die anderen Bewusstseinssysteme (!) zu dessen Umwelt zählen. In Abb. 4 ist die operative

¹⁴ Mündliche Mitteilung in einem Präsenzkurs der FernUniversität Hagen.

Geschlossenheit des Bewusstseinsystems durch den gestrichelten Kasten um die Kopfskizze angedeutet. Interessant ist hier die Unterscheidung, die Jochens zwischen Mediator*in und Medianden ansetzt. Der fehlende gestrichelte Kasten um den Kopf der Mediator*in in Abb. 4a soll vermutlich ihre von ihm unterstellte Sonderrolle noch einmal betonen, in dem er den Medianden als Bewusstseinsystemen Geschlossenheit unterstellt, während die Mediator*in „offen“ sei.

Nimmt man die allgemeine Theorie sozialer Systeme ernst, ist diese Darstellung nicht haltbar. Abb. 4b skizziert die Grundsituation der Mediation, wie sie sich auf der Grundlage der Theoriekonstruktion darstellt. Die Mediator*in gehört ebenso wie die Medianden zur Umwelt des sozialen Systems Mediation und prozessiert als Bewusstseinsystem ebenso wie diese Gedanken und Gefühle. Was die Mediator*in von den Medianden unterscheidet, ist das (hoffentlich) umfangreiche Handwerkszeug zur Beobachtung der Kommunikation, mit dem die Mediator*in das Beobachtete möglichst kunstfertig anhand des kognitiven Konstrukts der Mediation sortieren und über ihre eigene Kommunikation *versuchen* kann, die Art und Weise zu beeinflussen, in der die Kommunikation *sich selbst strukturiert*. Denn nimmt man die Konstruktion von Systemen als autopoietische und selbstreferentielle Entitäten ernst, dann hat dies die bereits erwähnte „operative Geschlossenheit“ zur Folge, mit der Konsequenz, dass nichts und niemand die Kommunikation in einem sozialen System steuern, strukturieren oder sonst wie vorgeben kann, als nur die Kommunikation selbst (dazu D.II). Der Mediator*in bleibt somit nur die Möglichkeit, die eigenen Kommunikationen entlang des kognitiven Konstrukts (der „virtuellen Mediation“ als „idealtypisch verlaufende Mediation, die nur auf der Metaebene als Anleitung und Maßstab zur Verfügung steht“, Trossen, 2021, S. 139) einzubringen und so *Irritationsangebote* für die Kommunikation zu erzeugen (dazu auch D.III.), auf dass diese *sich selbst restrukturiert*. Denn das ist – aus Sicht der Autorin – die radikalste Konsequenz operativer Geschlossenheit autopoietischer selbstreferentieller Systeme. Operative Geschlossenheit bedeutet nicht, dass die Umwelt keinen Zugang zu dem System hat, sondern nur, dass die Umwelt allenfalls das System irritieren und allein über dessen spezifische Operationsweise einbezogen werden kann. In der Sprache der Systemtheoretiker erzeugt die Umwelt der

Systeme ein ständiges „Rauschen“ („*noise*“). Was aus dem Rauschen der Umwelt systemintern Berücksichtigung findet, also als „*order from noise*“ (vgl. von Foerster, 1960) unterschieden wird und in welcher Form dieses Einbeziehen erfolgt, entscheidet das System autonom (vgl. Luhmann, 2005b, S. 26 ff.).

3. Form „Person“ als Adressat der Kommunikation

Abschließend zu diesem Abschnitt noch die Frage, wie diese eher nüchtern daher kommende Theorie die Verbindung zwischen operativ getrennten Bewusstseinsystemen und dem sozialen System konzipiert, denn letztlich sitzen in der Mediation ja Menschen aus Fleisch und Blut einander gegenüber und keine reinen Bewusstseinsysteme. Anders gestellt lautet die Frage: Wer spricht? Luhmann antwortet darauf mit der Form¹⁵ „Person“ (Luhmann, 2005d). Die Person ist nicht identisch mit dem psychischen System, sondern ein Ausschnitt, der sich je nach Kontext, Zeit und Situation verändert. Die „Form Person“ ähnelt dem Begriff der Rolle. Es handelt sich um eine soziale Struktur, die es anderen (oder: „der Gesellschaft“) ermöglicht, Adressaten für die Produktion und Weiterproduktion von Kommunikationen zu finden.

Instruktiv werden könnte dieser Aspekt auch vor dem Hintergrund des Menschenbildes in der Mediation. Der Wirtschaftswissenschaftler Michael Hutter hat gemeinsam mit dem Rechtswissenschaftler Gunther Teubner die Form „Person“ als eine „Akteursfiktion“ gedeutet, mit deren Hilfe soziale Systeme Bewusstseinsysteme regelrecht „ausbeuten“ (Hutter / Teubner, 1994, S. 110). Sie verbinden in ihrem Ansatz die systemtheoretische Deutung der Person mit den akteurszentrierten Menschenbildern des *homo juridicus*, *homo oeconomicus*, *homo politicus* usw. und verstehen Akteure als kommunikative Strukturen, die von den Operationen des

¹⁵ Der Formbegriff verweist auf George Spencer-Browns Verständnis der Markierung einer Grenze, in deren Folge zwei Seiten entstehen und nur eine von ihnen als Anknüpfungspunkt für weitere Operationen benutzt werden kann (vgl. Spencer-Brown, 1997). Man kann jeweils nur eine Seite der Form aktualisieren, der Übergang von einer Seite auf die andere Seite der Form braucht Zeit. Die beiden Seiten der Form „Person“ sind einerseits die Person, also die Gedanken, Eigenschaften und Charakteristika, die gerade in der betreffenden sozialen Situation aktualisiert werden, und andererseits die „Unperson“, mit all den Eigenschaften, Gedanken und Charakteristika, die verborgen bleiben, da sie in der aktuellen Situation nicht gebraucht werden.

Wirtschaftssystems, des Rechtssystems oder des politischen Systems selbst erzeugt sind und gleichzeitig als Leitlinie benutzt werden, um die je spezifischen Operationen fortsetzen zu können. Die genannten Menschenbilder sind aus dieser Sicht „soziale Akteursfiktionen“, die soziale Systeme für sich nutzen, um sich eng an die Bewusstseinsysteme anzukoppeln und um so in hochselektiver Weise deren Eigendynamik für die Zwecke der Wirtschaft, des Rechts oder der Politik zu nutzen. In welcher Weise Mediation auf diese Weise gezielt einen „*homo mediator*“ für sich konstruieren könnte, bliebe noch auszuloten; allerdings auch die Frage, ob sie es überhaupt sollte, impliziert ein solches Vorgehen doch einige ethische Fragen. Der Begriff jedenfalls ist bereits in der Welt, bislang jedoch in einer weniger auf den Medianden abzielenden Form (vgl. Duss-von Werdt, 2015).

II. Kommunikation

Dieser Abschnitt nutzt die Kommunikationstheorie, die mit der Theorie sozialer Systeme einhergeht, um die komplexe Grundsituation der Mediation weiter auszuleuchten. Vorangestellt wird die Einführung des Begriffes der Kontingenz, die wesentlich für die Komplexität (im Sinne von Komplexität₂) der Kommunikation verantwortlich ist.

1. Kontingenz als Motor der Kommunikation¹⁶

Eine der zentralen „Leitimaginationen“ (Welker, 1992, S. 355) der Theorie sozialer Systeme ist der „Problembegriff der doppelten Kontingenz“ (Luhmann, 1987, S. 154), den Luhmann von Talcott Parsons übernahm und im Rahmen der Theorie sozialer Systeme weiterentwickelte. Bevor wir uns der Frage der Doppelung der Kontingenz nähern, zunächst eine Erklärung einfacher Kontingenz. In der Logik bedeutet Kontingenz den „gleichzeitigen Ausschluss von Notwendigkeit und Unmöglichkeit“ (Baraldi / Corsi / Esposito, 1998, S. 37). Einfacher gesagt bedeutet das, dass alles, was ist, zunächst einmal möglich (und nicht unmöglich) ist. Wenn es zugleich nicht notwendigerweise so ist, wie es ist, könnte es auch ganz anders sein (Ausschluss von Notwendigkeit). Sehr verkürzt ließe sich Kontingenz

¹⁶ Die Ausführungen in diesem Abschnitt lehnen sich an frühere Schriften an, v. a. Egner, 2008a, S. 113 ff.

auch als Vieldeutigkeit im Sinne von „alles könnte auch ganz anders sein“ bezeichnen. Vieldeutigkeit wiederum ist für einige ein wesentliches Kennzeichen von Komplexität (z. B. bei Reiss, 2018, S. 88).

„Doppelte“ Kontingenz in sozialen Systemen meint dann, dass sowohl Alter als auch Ego¹⁷ (als die beiden Beteiligten in einer Kommunikation) ihre Selektionen wechselseitig als kontingent beobachten (vgl. Baraldi / Corsi / Esposito, 1998, S. 37), d. h. die Selektionen der Kommunikation des anderen sind nicht von vornherein bestimmbar (dazu D.II.2.). Kontingenz bedeutet somit die Möglichkeit der Erwartungsenttäuschung. Damit wird jede Kommunikation ein riskantes Unterfangen, denn wenn die Bewusstseinssysteme sich zwar wechselseitig wahrnehmen, aber füreinander intransparent bleiben, ist jede/r für den anderen eine Art *black box*, bei der die Kriterien der Selektion der Kommunikation von außen nicht beobachtet werden können. Der Begriff der doppelten Kontingenz verweist darauf, dass die Kontingenz auf beiden Seiten wirkt: Alter kommuniziert mit dem Wissen um diese Unsicherheit im Hinblick auf eine erwartete Reaktion bei Ego, die auch ganz anders ausfallen kann und so für Alter kontingent ist. Ebenso erfolgt Egos Reaktion in der gleichen Unsicherheit über das unvorhersagbare und variationsfähige Verhalten von Alter. Niklas Luhmann pointierte dies in dem selbstreferentiellen Zirkel: „Ich tue, was Du willst, wenn Du tust, was ich will“ (Luhmann, 1987, S. 166). Alter und Ego treffen ihre Selektionen in vergleichbarer Unsicherheit und Unbestimmbarkeit. Daher: „Alle Kommunikation ist riskant“ (Luhmann, 2005a, S. 115).

Luhmann argumentiert (mit Parsons), dass an dem Problembegriff der doppelten Kontingenz gleichsam die Gesellschaft kondensiert. Sie ist einerseits der Motor für jegliche Kommunikation, andererseits kein Motor, der der Gesellschaft vorgeschaltet ist, in dem Sinne: erst doppelte Kontingenz, dann Gesellschaft. Vielmehr ist doppelte Kontingenz mit der Gesellschaft, wie Peter Fuchs verdeutlicht, „schlageinheitlich da: simultan.

¹⁷ Entgegen der traditionellen Verwendung von Ego und Alter als einem Ich und dem Gegenüber setzt Luhmann beide Begriffe konsequent umgekehrt ein. „Alter“ entspricht dem traditionellen „Ego“ und umgekehrt. Die Darstellung hier folgt der Luhmann'schen Verwendung.

Indem es doppelte Kontingenzen gibt, gibt es Gesellschaft, und indem es Gesellschaft gibt, gibt es doppelte Kontingenzen“ (Fuchs, 2004, S. 28).

2. Das Drei-Selektionen-Modell der Kommunikation

Wie muss man sich Kommunikation im Setting der Theorie sozialer Systeme vorstellen? Trotz mittlerweile zahlreicher vorhandener Kommunikationsmodelle hält sich – implizit und vermutlich genau deswegen: hartnäckig – eine sehr einfache Vorstellung von „Kommunikation als Vermittlung“ (Abb. 5A). Hier wird Kommunikation eher technisch als einfache Kausalkette gedacht: Jemand (Sender) kommuniziert eine Botschaft, die Informationen enthält, diese Botschaft gelangt zu einem Empfänger, der dann über die Informationen verfügt. Wann immer wir etwas denken wie „Ich habe ihm das doch gesagt, warum macht er das nicht?“ stecken wir mental in dieser Vorstellung von Kommunikation (oft als Sender-Botschaft-Empfänger- oder Zwei-Personen-Modell bezeichnet) – gegen diese spontane Irritation ist auch keine Mediator*in gefeit. Sobald wir einen Moment innehalten, fällt uns ein, dass Kommunikation so nicht funktioniert, sondern in ihrer Wirkung in der Regel diffus und nicht genau steuerbar ist.

Mittlerweile haben sich deutlich differenziertere Kommunikationsmodelle etabliert, die selbstverständlich auch in der Mediation Anwendung finden. Entsprechend der grundsätzlichen Perspektive auf Mediation als psychologische Situation setzen die Kommunikationsmodelle in der Regel auch bei den beteiligten Personen an. So unterscheidet beispielsweise das Vier-Seiten-Modell die Ebenen Sachinhalt, Selbstoffenbarung, Beziehung und Appell sowohl auf Seiten desjenigen, der spricht, als auch desjenigen, der hört. An der Kommunikation beteiligt sind demnach immer vier Mäuler und vier Ohren (vgl. Schulz von Thun, 2011), woraus sich unschwer die Komplexität von Kommunikation erklären lässt.

Niklas Luhmann legt ein Kommunikationsmodell vor, das konsequent Kommunikation als *soziale* Situation versteht (vgl. Luhmann, 2005a; Luhmann, 2005e; Luhmann, 2005f), bei dem die beteiligten Menschen als Bewusstseinsysteme mit dem sozialen System zwar strukturell gekoppelt (Luhmann, 2005g), aber nicht als Teil des sozialen Systems, sondern als dessen Umwelt verstanden werden:

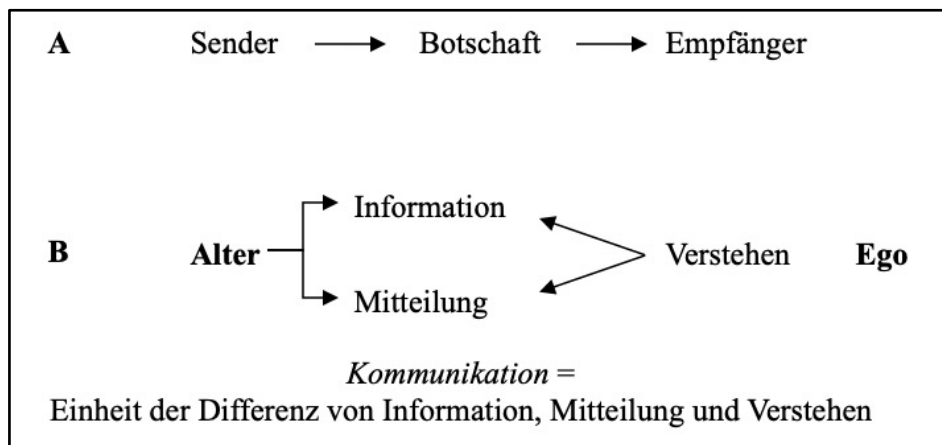


Abbildung 5 Klassisches Zwei-Personen-Modell der Kommunikationstheorie (A) und das Drei-Selektionen-Modell nach Niklas Luhmann (B) (aus: Egner 2008, S. 153).

„Um Zugang zu dem, was ein anderer fühlt und denkt, zu erhalten, bedarf es der Kommunikation. Gedanken und Gefühle können mitgeteilt werden. Aber es ist ein Unterschied, ob ein Gefühl gefühlt oder in der Kommunikation mit anderen ausgedrückt wird. Kommunikationssysteme beruhen darauf, dass Menschen gegenseitig ihr Verhalten als *Mitteilung* verstehen und interpretieren, auf die sie ihrerseits mit Verhalten reagieren. Diese Reaktion könnte als *Verstehen* definiert werden (wobei dieser Verstehensbegriff sich *nur* darauf bezieht, dass dem Verhalten – z. B. Sprechen, Gestik, Mimik etc. – eines anderen *irgendeine* Bedeutung zugeschrieben wird, nicht aber, dass es tatsächlich die Bedeutung ist, die der Betreffende *gemeint* hat oder mitteilen wollte)“ (Simon, 2018, S. 26, Hervorh. im Original).

Luhmann begreift demnach Kommunikation als eine Einheit, die aus den drei Komponenten Mitteilung, Information und Verstehen besteht, die durch die Kommunikation erst erzeugt werden. (Abb. 5B). Da die drei Komponenten einerseits weder beliebig, andererseits aber auch nicht einem ontologischen Primat¹⁸ zuzusprechen sind, ist von Selektionen auszugehen, die sowohl Alter (mit den Selektionen von Information und Mitteilung) als auch Ego (mit der Selektion Verstehen als Beobachtung einer Differenz von Information und Mitteilung) vornehmen. In diesem Kommunikationsmodell braucht es die Beteiligung des Gegenübers (Ego), der mit seiner Selektion Verstehen Information und Mitteilung voneinander unterscheidet. Zentral ist an dieser Stelle, dass es sich hier nicht um

¹⁸ „Weder kann man davon ausgehen, daß es zunächst eine Sachwelt gibt, über die dann noch gesprochen werden kann; noch liegt der Ursprung der Kommunikation in der ‚subjektiv‘ sinnstiftenden Handlung des Mitteilens; noch existiert zunächst eine Gesellschaft, die über kulturelle Institutionen vorschreibt, wie etwas als Kommunikation zu verstehen ist“ (Luhmann, 1998, S. 72).

inhaltliches oder richtiges Verstehen von Ego geht (dazu D.III.), sondern allein um die Beobachtung der Differenz von Mitteilung und Information. Es bedarf der Anschlusskommunikation, um zu entscheiden, ob, und was genau, verstanden wurde. Eine Kommunikation gilt in diesem Theoriesetting nur dann als realisiert, wenn sie als solche verstanden, wenn also zwischen Information und Mitteilung unterschieden wird. Dies unterscheidet Kommunikation von einfacher Wahrnehmung des Verhaltens anderer, z. B. wenn Ego weiterläuft, weil er das Winken von Alter nicht als Gruß verstanden und damit eine Information (Winken) nicht gleichzeitig als Mitteilung (Gruß) unterschieden hat.

Für die Kommunikation selbst bilden die drei Selektionen eine unauflösbare Einheit und keine Sequenz oder Abfolge von Selektionen. Die Einheit der Kommunikation ist daher nicht von Dauer, denn die Kommunikation vollzieht sich im Moment des Verstehens, gemeint als Unterscheidung zwischen Mitteilung und Information. Bei der Frage nach einer gelingenden Kommunikation zeigt sich Luhmann selbst sehr skeptisch und erachtet das Zustandekommen von Kommunikation als ein recht unwahrscheinliches Ereignis (vgl. Luhmann, 2005e). Da es sich bei den Elementen der Kommunikation (Information, Mitteilung, Verstehen) um *Selektionen* handelt, ist damit gleichzeitig gesagt, dass diese kontingent sind. Denn jede Selektion könnte im konkreten Fall auch ganz anders ausfallen.

3. Kommunikation in der Mediation

Wie stellt sich die Kommunikation nun in der Mediation dar, legt man das Drei-Selektionen-Modell der Theorie sozialer Systeme zugrunde? Rufen wir uns dazu die Grundkonstellation der Mediation als Interaktionssystem in Erinnerung und fokussieren den Blick auf das innere des Interaktionssystems (Abb. 6), mithin auf die Kommunikation, die als Letztelement sozialer Systeme fungiert.

Die Grundsituation bleibt die gleiche wie oben (D.I.2.) bereits skizziert: Mediator*in und Medianden sind als Bewusstseinsysteme operativ geschlossen (operierend auf Gedanken) und sowohl füreinander als auch für das Interaktionssystem Mediation „Umwelt“. Ebenso ist die Mediation als soziales System operativ geschlossen (operierend auf Kommunikation),

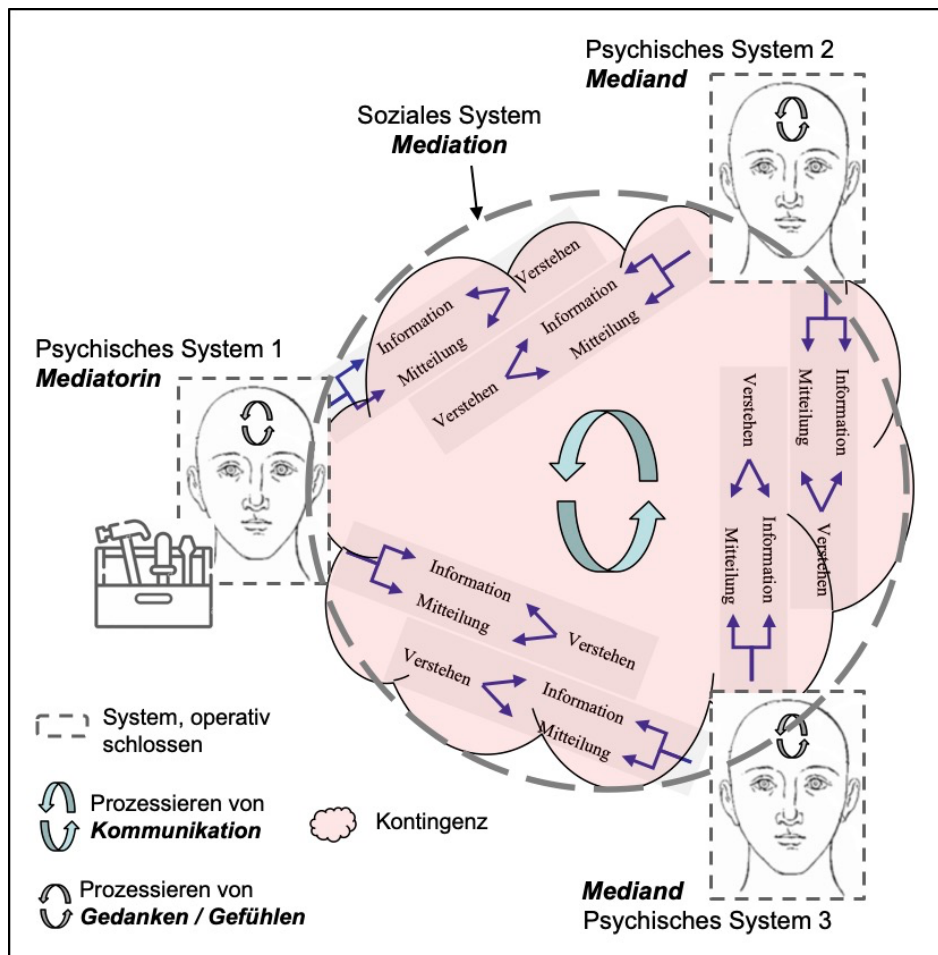


Abbildung 6 Die Grundsituation der Mediation als Interaktionssystem (eigener Entwurf).

wobei es mit den Bewusstseinsystemen strukturell eng gekoppelt ist; ohne deren Beteiligung fänden die Kommunikationen nicht statt. Die Kommunikationen selbst finden unter den Bedingungen doppelter Kontingenz statt, zugleich ist jede Selektion (Information, Mitteilung, Verstehen) selbst weder zwangsläufig noch „folgerichtig“, sondern jede für sich genommen ebenfalls kontingent.

Diese Grundsituation der Mediation aus Sicht der Theorie sozialer Systeme mag auf den ersten Blick entmutigend erscheinen, weist sie den Beteiligten in der Mediation doch sehr wenig Steuerungs- und Eingriffsmöglichkeiten zu; auch nicht der Mediator*in, der laut Gesetz die Rolle der „Führung“ durch die Kommunikation zugesprochen wird. Wer soll wie „führen“, der unter den Bedingungen sozialer Systeme anerkennt, dass es die Kommunikation selbst ist, die kommuniziert, während die beteiligten Bewusstseinsysteme – also auch die Mediator*in – nur denken können?

Zugleich kann die Anerkennung der Mediation als soziale Situation auch entlasten. Denn letztlich haben wir – trotz aller Unwahrscheinlichkeit, die Luhmann der Kommunikation bescheinigt – schon immer kommuniziert und es ist „irgendwie“ auch gelungen, zu Ergebnissen zu gelangen. Genau um dieses „irgendwie“ zu befördern, steht der Mediator*in der Handwerkskoffer kommunikativer Werkzeuge zur Verfügung. Spätestens an dieser Stelle wird jedoch nachvollziehbar, warum keine Mediation einer anderen gleicht, selbst wenn die Konfliktthemen sich ähneln. Und: warum es keine Garantie für die unmittelbare Wirkung dieser oder jener kommunikativen Intervention in einer Mediation geben kann und jeder „Fortschritt“ in der Mediation letztlich als Folge iterativen Tastens und rekursiver Schritte verstanden werden kann, egal wie „zielstrebig“ und „erfolgsorientiert“ die Mediator*in ihre eigene Arbeit versteht. Es erklärt letztlich auch, warum jede empirische Forschung zu den Gelingensbedingungen von Mediation vor erheblichen Hürden steht.

Vor dem Hintergrund der Theorie sozialer Systeme erscheint Mediation als eine Profession, die den zeitlichen und räumlichen Rahmen für ein Interaktionssystem bietet, in dem sich die Kommunikation an den Reibungsflächen zwischen Bewusstseinsystemen einerseits und den Bewusstseinsystemen mit dem sozialen System Mediation andererseits unter Einsatz kommunikativer Interventionen irritieren lässt und sich dadurch (autoopoietisch und selbstreferentiell) selbst neu strukturiert.

Für die Mediation bleibt der Blick auf Kommunikation ohne die Erweiterung des Horizonts auf „Verstehen“ unvollständig; dies jedoch bedarf eines tieferen Blicks in den „Bauch“ der Theorie sozialer Systeme.

III. Verstehen

Jede Mediation, die anderes zu lösen sucht als einen reinen Verteilungsdissens, baut auf wechselseitiges Verstehen der Streitparteien als Voraussetzung für das gemeinsame Finden einer nachhaltigen Lösung des Konflikts (gemeint ist hier inhaltliches Verstehen im Unterschied zu dem eben behandelten Verstehen als Beobachtung der Differenz von Information und Mitteilung). In der Mediation gilt Verstehen als wesentlicher Teil des so genannten „Perspektivenwechsels“, der üblicherweise in Phase 3

angestrebt wird und bei der die Streitparteien dahin geführt werden sollen, gleichsam „in die Schuhe“ des anderen zu steigen und die Welt aus dessen Perspektive zu betrachten (Gläßer, 2016, Rn 72). Verstehen heißt dabei explizit nicht: Einverständnis mit der Forderung oder dem Verhalten desjenigen, der verstanden werden soll, sondern vielmehr die Sichtweise des Gegenübers, seinen Blickwinkel auf den Konflikt zu verstehen.

1. Verstehen als Beobachtung der Handhabung von Selbstreferenz

Was sich schon in der Praxis oft als mühevoll erweist, wird in der Theorie nicht leichter. Vor dem Hintergrund der Theorie sozialer Systeme sucht der Begriff Verstehen zu erfassen, was geschieht, wenn „füreinander undurchsichtige Systeme, die einander beobachten, einander zu verstehen versuchen, einander aber nicht durchschauen können, zueinander in Kontakt treten“ (Luhmann, 1986, S. 109). Die wechselseitige Undurchsichtigkeit betrifft dabei zwei unterschiedliche Ebenen: Einerseits sind alle Bewusstseinsysteme selbst füreinander undurchsichtig, andererseits auch das soziale System Mediation für die Bewusstseinsysteme und umgekehrt. Im Verhältnis zu den Beobachtungsmöglichkeiten sind solche Systeme *black boxes* füreinander. Wie also ist Verstehen möglich? Oder genauer: Wie kommt Verstehen zustande?

Auf der Basis des bisher Gesagten über autopoietische und selbstreferentielle Systeme ist Verstehen die „Beobachtung im Hinblick auf die Handhabung von Selbstreferenz“ (Luhmann, 1986, S. 79). Zur Erinnerung: Der Begriff der Selbstreferenz verweist darauf, dass sich solche Systeme durch jede ihrer Operationen auf sich selbst beziehen und die Wirklichkeit nur aufgrund dieses Selbstkontaktes beobachten können. Die selbstreferentielle Konstitution organischer, psychischer und sozialer Systeme wird als empirischer Befund anerkannt und gilt nicht nur als theoretische Annahme (vgl. Baraldi / Corsi / Esposito, 1998, S. 163). Wenn Verstehen über die „Beobachtung der Handhabung der Selbstreferenz“ erlangt wird, bedeutet dies, dass zum Verstehen die System/Umwelt-Differenz, mit der das System die Grenzen zwischen sich selbst und der Umwelt zieht, doppelt eingeführt werden muss. Zum einen bei dem beobachtenden System selbst, damit es sich nicht mit dem beobachteten System verwechselt. Der verstehende Beobachter legt damit seine Systemreferenz zugrunde und bleibt so

im Verstehen jederzeit systemrelativ: „Alles Verstehen hat mit zirkulären Sachverhalten zu tun, mit Sachverhalten, die in sich selbst auf sich selbst verweisen“ (Luhmann, 1986, S. 72). Zum anderen muss er gleichzeitig in seiner Umwelt die System/Umwelt-Differenz für ein anderes – nämlich das beobachtete – System einführen, um so *sich selbst als ein System unter anderen in der Umwelt des anderen zu sehen*. Das beobachtende System versteht so in seiner Umwelt ein anderes System aus dessen Systembezügen heraus und kann dabei gleichzeitig sich selbst in Konkurrenz mit anderen Eindrücken aus der Umwelt des beobachteten Systems sehen:

„Das verstehende System identifiziert sich selbst dann gleichsam in doppelter Verkleinerung: als eines unter vielen anderen in der Umwelt eines Systems unter vielen anderen in seiner Umwelt. Es sieht am anderen, wie es in Konkurrenz mit anderen Eindrucksquellen auf es wirkt.“ (Luhmann, 1986, S. 81).

In leichter Abwandlung eines Beispiels an gleicher Stelle der Quelle und bezogen auf die Mediation ließe es sich es auch so ausdrücken: Die Mediator*in weist die Nutzung herabwürdigender Sprache eines Medianden mit deutlichen Worten zurück und sieht, wie jener Mediand inne hält und der andere grinst, weil er meint, sicher zu sein, nicht gemeint zu sein.

Damit ist gleichzeitig gesagt, dass sowohl verstehende als auch verstandene Systeme selbstreferentielle Systeme sein müssen, damit sie an der Operation Verstehen aktiv und passiv teilnehmen können. Gleichzeitig ist Verstehen nicht zwangsläufig ein reziproker Prozess. Wenn also das Bewusstseinsystem A das Bewusstseinsystem B versteht, heißt das nicht notwendigerweise, dass System B das System A versteht. „Aber da beides selbstreferentielle, also verstehbare Systeme sein müssen, liegt nahe, daß sich eine reziproke Beziehung wechselseitigen Verstehens entwickelt“ (Luhmann, 1986, S. 79 f.).

2. Verstehen in der Mediation

Genau darauf baut die Mediation. Im Beobachten des Hin und Her des sozialen Systems Mediation, der iterativen Näherungen an ein Thema und der Rekursionen in der Kommunikation, können die beteiligten Bewusstseinsysteme dieses oder jenes als *order from noise* aufgreifen, sich davon in ihren selbstreferentiellen Operationen (Gedanken) soweit irritieren

lassen, dass sich die Gedanken restrukturieren. Die Beobachtung der Restrukturierung der Gedanken eines anderen, eröffnet – Verstehen vorausgesetzt – die Restrukturierung der eigenen Gedanken und den Raum für ein wechselseitiges Verstehen. Sprache und Kommunikation sind hier ein Bindeglied zwischen sozialem und psychischem System, jedoch in unterschiedlicher Wirkung:

„Unbestreitbar dient Sprache auch zur Strukturierung psychischer Prozesse, *aber nicht in kommunikativer Funktion*. Denn weder behandelt das Ich sich selbst als jemanden, der noch nicht weiß, was er weiß; noch als jemanden, der möglicherweise ablehnt, was er vorschlägt; noch als jemanden, der nur über Codierung und Zeichengebrauch erreichbar ist“ (Luhmann, 1986, S. 75, Hervorh. im Original).

Interessant ist bei Luhmanns Verstehensbegriff die Unerheblichkeit der Wahrheit des Verstehens. Ob das, was beim Anderen als verstanden verstanden wird, auch tatsächliches Verstehen bedeutet ist letztlich unerheblich. Wenn man grundsätzlich akzeptiert, dass alles als Verstehen in Betracht kommt, was das verstehende System für Verstehen hält, dann schließt der Begriff Verstehen selbstverständlich Missverstehen ein. Solange man glaubt zu verstehen, liegt Verstehen vor.

„Jedes Verstehen ist dann auch mehr oder weniger mit Mißverständnissen durchsetzt, und das unmittelbare Erleben eines anderen hat weder die kognitive Kapazität noch die Zeit, das Verstehen nach richtig oder falsch zu sortieren“ (Luhmann, 1986, S. 85).

Für die Mediation ist ein Verständnis vom Verstehen, das Missverstehen einschließt, keinerlei Hindernis, trifft sich diese Perspektive doch mit dem zentralen Unterschied zwischen Mediation und anderen Formen der außergerichtlichen Konfliktbewältigung unter Beteiligung Dritter (Haaß, 2016), dass diese nicht feststellt, was richtig oder falsch sei, sondern vielmehr die Kommunikation mit dem Blick auf die Zukunft moderiert. Allerdings kann der Versuch, Verstehen zu verstehen, an sich selbst scheitern:

„Je höher die Ansprüche an das Verstehen getrieben werden, desto einschneidender macht sich die vorgängige Wahl einer Systemreferenz geltend. (...) Man wird deshalb geradezu von einem *Paradox des Verstehens* ausgehen müssen: Je mehr die Bedingungen des Verstehens verstanden werden, desto weniger ist es möglich“ (Luhmann, 1986, S. 82, Hervorh. im Original).

Halten wir an dieser Stelle zusammenfassend fest: Aus einer differenztheoretischen Sicht heißt Verstehen, dass die Streitbeteiligten ihre Selbstreferenz (mithin ihre eigene Komplexität) dem anderen zur Verfügung stellen, so dass dieser sich selbst als ein System unter anderen in der Umwelt des anderen sehen kann. Damit verlässt Verstehen den engen Korridor des intrapersonalen (psychologischen) Verstehens und erweitert ihn über die Dimension „als ein System unter anderen in der Umwelt des anderen“ zu einem Horizont, der auch das soziale System selbst (die Kommunikation der Mediation) einschließt. Genau darin könnte der Anspruch unterschiedlicher Mediationsprojekte (Breidenbach, 1998) bis hin zur transformativen Mediation (Hösl, 2016) gründen, denn wovon sollten Mediatoren lernen, wenn nicht von der Kommunikation selbst. Systemtheoretisch gewendet hieße das: Die Bewusstseinssysteme lassen sich durch die Beobachtung der Kommunikation irritieren, mit der Folge einer Selbstrestrukturierung.

IV. Emergenzen

Im Anschluss an die komplexitätsorientierte Analyse richtet sich der Fokus nun auf die Emergenz als einem der zentralen Konsequenzen von Komplexität (im Sinne von Komplexität₂) und verfolgt dabei die Kernfrage, in welcher Weise die Kenntnis von Emergenz für die Mediation instruktiv sein könnte. Zur Erinnerung: Bei einer Emergenz handelt es sich um die Herausbildung einer neuen Qualität (Eigenschaften oder Strukturen) innerhalb eines Systems infolge des *Zusammenspiels* seiner Elemente. Kernaspekte von Emergenz sind dabei (vgl. Stephan, 1999):

- *Irreduzibilität*: Die hervorgebrachte neue Qualität lässt sich nicht auf das Verhalten einzelner Elemente reduzieren (zurückführen). Für die Entwicklung einer emergenten Eigenschaft braucht es jedoch eine Mindestanzahl von interagierenden Einheiten.
- *Unvorhersagbarkeit*: Die emergente Eigenschaft als Ergebnis ist unvorhersagbar, es kann weder mit Bestimmtheit vorhergesagt werden, ob, noch wann etwas oder was konkret emergiert.
- *Kontextabhängigkeit*: Die Möglichkeit von Emergenz steht in einem engen Zusammenhang mit selbstorganisierten – und für uns

viel wichtiger – selbstreferentiellen Systemen. Jedoch sind es nicht die systeminternen Bedingungen alleine, die darauf einwirken, ob sich eine Emergenz entwickelt; vielmehr spielt auch der Kontext, also jene Bedingungen, die in der Umwelt des jeweiligen Systems herrschen, eine Rolle, wenn es darum geht, ob und in welcher Weise etwas emergiert.

Im Umfeld der Mediation lassen sich verschiedene Emergenzen beobachten. Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich auf drei Aspekte, um an ihnen beispielhaft das Konzept von Emergenz und mögliche Konsequenzen daraus zu beleuchten: (1) Konflikte, als der Mediation vorausgehend und für sie einen Anlass bietend; (2) Lösungen, speziell fokussiert auf jenen Moment des Kippens der Kommunikation vom Konflikt zur Lösung; (3) die Mediation selbst, verstanden als das „unsichtbare Dritte“ in der Mediation (Komplexität₃), das dadurch einerseits hilfreiche Intervention innerhalb sowie Reflexionsangebot nach der Mediation sein kann.

1. Konflikte¹⁹

Es mag überraschen, dass Konflikte an dieser Stelle als ein Beispiel für Emergenz auftauchen, gelten Konflikte doch gemeinhin als allgegenwärtig und als normaler Bestandteil unseres privaten und beruflichen Alltagsgeschehens. Zwar stimmt es, dass sowohl im Miteinander als auch in uns selbst laufend zahllose Interessenkonflikte auftreten. Das heißt jedoch noch lange nicht, dass daraus zwangsläufig Konflikte entstehen. Entscheidend für die Emergenz eines Konflikts, dem psychischen wie dem sozialen Konflikt, ist

„die *Fokussierung der Aufmerksamkeit* auf das konfliktträchtige Thema. Beim psychischen Konflikt muss das *Bewusstsein* darauf ausgerichtet sein, damit die ‚zwei Seelen‘ in der Brust des Betreffenden in Widerstreit miteinander geraten können und er sich hin und her gerissen fühlt. Und beim sozialen Konflikt muss der Fokus der Aufmerksamkeit in der *Kommunikation* darauf gerichtet sein, damit die widerstreitenden Positionen vertreten

¹⁹ Über Konflikte, ihre Definition, Klassifikation sowie über mögliche Managementformen usw. findet sich zahlreiche Literatur (fast enzyklopädisch dazu Glasl, 2017). Für den in dieser Arbeit verwendeten Argumentationsverlauf instruktiv und nahtlos passungsfähig erscheint Fritz B. Simons Entwurf einer Systemtheorie des Konflikts, der weitgehend auf der Konzeption der Theorie sozialer Systeme fußt und der „auf alle psychischen wie sozialen Phänomene anwendbar ist“ (Simon, 2018, S. 8).

werden können, zwischen denen die Kommunikation dann mal hin- und hergerissen wird“ (Simon, 2018, S. 15, Hervorh. im Original).

Jedoch allein das Auftreten unterschiedlicher Positionen oder Interessen sowie die Fokussierung auf den Widerstreit reicht letztlich nicht aus, um zu erfassen, was genau unter einem Konflikt (im systemtheoretischen Sinne) zu verstehen ist. Was noch fehlt, ist eine Art Initialzündung, die den Konflikt gleichsam in Gang setzt. Diese liegt für Simon (mit Luhmann) im Akt der Negierung und zwar in zweifacher Ausfertigung:

Als Konflikt soll ein Kommunikationsprozess (= sozialer Prozess) oder Denk- und Fühlprozess (= psychischer Prozess) definiert werden, wobei eine *Position* (z. B. ein Wunsch, eine Handlungsanweisung, -option oder -wirkung, eine Sichtweise, eine Bewertung etc.) *verneint* wird und diese *Negation* ihrerseits *verneint* wird. [...] Dieser Typus von *Sinnsystem*, der durch einen Prozess fortgesetzter *Negation der Negation* gekennzeichnet ist, soll ‚Konflikt‘ genannt werden. Sein Resultat ist der Zustand der *Unentschiedenheit*. Er währt, solange der Konflikt dauert. Und er kommt zum Schluss [...] durch eine *Entscheidung* (Simon, 2018, S. 11, Hervorh. im Original).

Auf diese Weise – wenn also „auf ein Nein mit einem Gegennein geantwortet wird“ (Luhmann, 1995, S. 566) – können sich auch Bagatellvorfälle, die zu anderen Zeiten fast unbemerkt die Kommunikation oder den Gedankenstrom passieren, zu einem Konflikt auswachsen, bei dem in weiterer Folge die Versuchung groß ist, beim Nein zu bleiben und dieses durch fortgesetzte Kommunikation auf beiden Seiten zu stärken.

Konflikte sind mit Entscheidungen verbunden: Erst wenn ein Prozess (ob sozial oder psychisch) an eine „Weggabelung“ (in der Sprache der Systemtheorie: eine Bifurkation) gelangt, die Alternativen eröffnet und zwischen denen entschieden werden kann oder muss, kommt es zum Konflikt. „Ohne Wahl keine Qual, ohne Alternativen keine Konflikte und ohne Konflikte keine Entscheidungen“ (Simon, 2018, S. 19). Letztlich zeigen sich Entscheidungen hier als verdichtete Kontingenz (dazu D.II.1.):

„Vor der Entscheidung handelt es sich um eine offene Alternative, also auch um offene Kontingenz. [...] Nach der Entscheidung verdichtet sich die Kontingenz; und man sieht jetzt nur noch, daß die getroffene Entscheidung auch ganz anders möglich gewesen wäre. Die Kontingenz (definiert als: weder notwendig noch unmöglich) ist dann an einer Entscheidung fixiert“ (Luhmann, 1995, S. 291).

Konflikte sind in dieser Hinsicht auch ein Beispiel dafür, wie Emergenzen, sobald sie hervorgetreten sind, beginnen, ihre eigene Realität zu schaffen und ihre Entstehungsbedingungen selbst mit zu verändern. So verstanden lassen sich Konflikte, so unterschiedlich und einzigartig sie auch auf den ersten Blick und für diejenigen, die akut darin verwickelt sind, erscheinen mögen, als etwas verstehen, das in seiner Prozesslogik einem nahezu zwangsläufigen Muster folgt (Simon, 2018, S. 10). Dieses Muster jedoch lässt sich durch den durch die Theorie skizzierten Außenblick als solches erkennen und durchbrechen – ein weiteres Beispiel für die „pragmatische Bedeutung“ (vgl. Simon, 2018, S. 8) von Theorien, bei deren Wahl man gar nicht sorgfältig genug sein kann, da sie konkrete Handlungsfolgen zeitigen.

2. Lösungen

Ganz naheliegend – und in der Einleitung bereits als Beispiel erwähnt – lässt sich jener „magische“ Moment, in dem die Kommunikation vom Konflikt zur Lösung kippt, als Emergenz begreifen. Nach der intensiveren Beschäftigung mit dem Konzept Emergenz wird nun deutlich, dass Emergenzen zwar magisch erscheinen mögen, sie jedoch als sehr reale Produkte eines grundsätzlich dynamischen, jedoch im Moment der Emergenz sehr spezifischen Zusammenwirkens verschiedener Elemente hervortreten, auch wenn letztlich nicht bestimmbar bleibt, was genau das Ergebnis hervorgebracht hat:

„I and all the complex things around me exist only because many things were precisely assembled. The ‘emergent’ properties are not *magical*. They are really there, and eventually they may start rearranging the environments that generated them. But they don’t exist ‘in’ the bits and pieces that made them; they emerge from the arrangement of those bits and pieces in very precise ways” (Christian, 2013, S. 176).

Die Praxis zeigt, dass dieser Moment des Kippens vom Konflikt zur Lösung in der Mediation nicht schnell auftaucht. Man kann sogar sicher sein, dass er nie am Anfang stehen wird. Zeit scheint ein bedeutsamer Faktor zu sein, der das Hervorbringen jener Qualität, die der Kommunikation eine so grundsätzlich andere Richtung erlaubt, überhaupt erst ermöglicht. Das Ausdehnen der Zeit alleine jedoch bringt wiederum keinerlei Lösung hervor. Vielmehr bedarf es der Füllung der gedehnten Zeit mit einer

ausdauernden Kommunikation, die – wie oben ausführlich beschrieben – sich selbst erzeugt (Autopoiesis) und immer mit Bezug auf sich selbst (selbstreferentiell) abläuft; in der es mal um verschiedene Facetten des Konflikts, mal um ganz anderes geht; die Bewegung dann wieder im Kreisen um den Konflikt besteht oder in einem Herumkauen auf innen in den Bewusstseinsystemen liegenden Bedürfnissen; unterbrochen von einem Hin und Her zwischen Verstehen, Missverstehen, Nicht-Verstehen; einem Ablehnen und Hinlehnen; zwischen Wollen und Nicht-Wollen und oft genug: Nicht Können. Emergiert jener Moment, in dem die Kommunikation vom Konflikt zur Lösung kippt, dann kippt auch die „Blickrichtung“ der Kommunikation – weg von der Vergangenheit, hin zur Zukunft; was nicht heißt, dass es nicht noch ein Hin und Her zwischen beiden Blickrichtungen geben mag, denn auch hier gilt: das soziale System Mediation kommuniziert selbstorganisiert und selbstreferentiell, strukturell gekoppelt mit den Bewusstseinsystemen in seiner unmittelbaren Umwelt. Nur so werden Situationen erklärlich, in denen Konfliktparteien ihren Streit ernsthaft beilegen wollen, die Kommunikation jedoch immer wieder zum Streit zurückkehrt und jeder Versuch einer Einigung in neuem Streit endet. Umgekehrt kennt vermutlich jede/r die Situation, dass in einem selbst (Bewusstseinsystem) die Bereitschaft zur Beendigung eines Konflikts noch gar nicht angelegt ist, die Kommunikation jedoch einen Verlauf nimmt, dem man sich gar nicht entziehen kann und man plötzlich mit Erstaunen feststellt, dass der Frieden schon da ist.

Gleichwohl: Das Einräumen von ausreichend Zeit und das Schüren ausdauernder Kommunikation durch die Mediator*in kann nur den Möglichkeitsraum eröffnen, in dem jener Moment des Kippens vom Konflikt zur Lösung emergiert; eine Garantie liefert es nicht. Die Kommunikation kann im Konflikt verhaftet bleiben – dann gilt die Mediation als gescheitert. Was nicht heißt, dass die Medianden nicht dennoch von Zeit und Kommunikation profitiert haben – und wenn es nur das ist, dass sie ihren Konflikt klarer kommunizieren können und nun andere Wege des Austragens suchen.

3. Die Mediation als „unsichtbares Drittes“ in der Mediation

Arthur Trossen verdanke ich den Hinweis auf die Möglichkeit, in der Mediation zu fragen „Was würde die Mediation dazu sagen?“. Die Frage überrascht, jedes Mal. Und sie bleibt nicht ohne Wirkung. Sie reißt den Blick aus der Konfliktverhaftung, die Tunnel und Trubel zugleich bedeutet, auf eine Meta-Ebene, indem sie ein unsichtbares Drittes ins Spiel bringt und die Mediation als eigenständigen Beteiligten thematisiert, der zu der ganzen Sache auch etwas zu sagen hat.

Im Kontext einer komplexitätstheoretischen Analyse zeigt sich das Verständnis von der Mediation als eigenständiger Entität als eine intuitiv-konsequente Umsetzung der theoretischen Konzeption sozialer Systeme und als eine stringente Anwendung dessen, was als Komplexität₃ (C.III.3.) in dieser Arbeit eingeführt wurde. Zur Erinnerung: Gemäß den Überlegungen von Niklas Luhmann liegt die Systembildung selbst in einer Wahrnehmung von zu hoher Komplexität begründet. Systeme bilden sich mithin aufgrund von zu hoher Komplexität (in der Welt), die sie dadurch reduzieren, indem sie die unbestimmte Komplexität der Welt durch Grenzziehung (= Systembildung) in eine bestimmte, systemintern strukturierte Komplexität überführen. Systeme werden daher auch als „organisierte Komplexität“ bezeichnet und als eigene Entitäten ansprechbar.

Unter einer komplexitätstheoretischen Perspektive erweist sich die Frage „Was würde die Mediation dazu sagen?“ als eine sinnhafte Intervention innerhalb der Mediation, die das Verstehen des Geschehens dadurch befördern kann, dass sie versucht, die „Verstehensverstehenskapazität“ (Luhmann, 1986, S. 110) zu erhöhen. In leichter Abänderung von Luhmanns Frage bezüglich der „Verstehensverstehenskapazität“ sozialer Systeme am Beispiel des Schulunterrichts ließe sich fragen:

„Wie kann das soziale System [Mediation, Einschub H.E.] beobachten und verstehen, ob psychische Systeme einander und/oder das soziale System Mediation beobachten und verstehen? Oder anders gefragt: Läuft die Kommunikation so ab und hält sie Anschlüsse bereit, die in Aussicht stellen, daß es für die Kommunikation eine Differenz ausmacht, ob sie richtig verstanden wird oder nicht?“ (verändert nach Luhmann, 1986, S. 110 f., Hervorh. im Original).

Jenseits der Wirksamkeit dieser Perspektive innerhalb einer Mediation, erscheint mir gerade der letzte Aspekt des Zitats – ob es für die

Kommunikation der Mediation eine Differenz ausmache, ob sie richtig verstanden wird oder nicht – für die (Selbst-)Evaluation von Mediation durchaus interessant. Für die Entscheidung darüber, ob eine Mediation letztlich gut oder schlecht gelaufen sei, ob sie Wirkungen zeigte oder nicht, oder ob auch nur dieser oder jener Teil der Mediation „funktioniert“ habe, könnte die auf die Mediation selbst bezogene Frage, ob ihre Kommunikationen „richtig“ verstanden wurden oder nicht, hilfreiche Ansätze liefern. Aber auch hier wirkt möglicherweise das „Paradox des Verstehens“ (Luhmann, 1986, S. 82, siehe D.III.), und die Frage, ob damit das eigene Verstehen besser verstanden werden kann, muss jede/r für sich entscheiden.

E. Konsequenzen für die Praxis der Mediation

Gemäß der eigenen Zielsetzung wollte diese Arbeit – auf abstrakter Ebene – einen Beitrag zur Theorie der Mediation leisten, sowie – auf einer konkreteren Ebene – einen genaueren Blick auf das „Innere der Mediation“ werfen, um dadurch die spezifischen Herausforderungen für Mediator*innen besser fassen zu können. Diese doppelte Zielsetzung mündet in zwei Schlusskapiteln: einem, das eher den praktischen Konsequenzen aus dem zuvor Dargelegten nachgeht (dazu das aktuelle Kapitel) sowie einem, das den Beitrag der Überlegungen zu einer allgemeinen Theorie der Mediation zusammenfasst (dazu F.).

Vor dem Beginn der exemplarischen Ausführungen, welche Konsequenzen sich aus Komplexitätstheoretischer Sicht für die Praxis der Mediation ergeben, sei – aufgrund des hartnäckig sich haltenden Praxisvorbehalts jeglicher theoretischer Überlegungen gegenüber – noch einmal betont, dass „es nichts Praktischeres als eine gute Theorie [gibt]“ (Lewin, 1951, S. 169), bei deren Wahl „man gar nicht sorgfältig genug sein“ kann, denn „sie können aufgrund ihrer Handlungskonsequenzen (buchstäblich) lebensgefährlich sein“ (Simon, 2018, S. 8). Lebensgefährlich wird es in der Mediation eher selten, dennoch haben die gedanklichen Konstrukte, innerhalb derer wir uns bewegen, erheblichen Einfluss darauf, wie wir in die Welt schauen und wie wir uns in einer konkreten Situation fühlen und zu-rechtfinden. Jede Änderung an diesem gedanklichen Konstrukt hat damit handfeste Folgen. Diese werden für jede/n Mediator*in anders ausschauen, nimmt man die zuvor dargelegten Annahmen zur Autopoiesis und Selbstreferenz von psychischen und sozialen Systemen ernst. Die folgenden Überlegungen konzentrieren sich daher auf allgemeine Hinweise zu den beiden praxisbezogenen Aspekten (1) Selbstverständnis der Mediator*in und (2) Handhabung von Komplexität.

(ad 1) Selbstverständnis der Mediator*in: Zentrale Anhaltspunkte für das Selbstverständnis der Mediator*in liefert § 1 Satz 2 MediationsG, in dem es heißt „Ein Mediator ist eine unabhängige und neutrale Person ohne Entscheidungsbefugnis, die die Parteien durch die Mediation führt“. Die geforderte Unabhängigkeit und Neutralität wird in § 3 näher ausgeführt,

und der Hinweis auf den Ausschluss der „Entscheidungsbefugnis“ unterscheidet die Mediation von anderen Formen der Streitbeilegung mit Hilfe von Dritten, denen durch ihre Hinzuziehung das Recht der Entscheidung übertragen wird (z. B. Schlichtung). Wie jedoch die *Führung* durch die Kommunikation ausgefüllt werden soll, bleibt unbestimmt. Was heißt also „Führung“ durch das Verfahren unter den hier beschriebenen Komplexitätsbedingungen der Mediation?

Wie eingangs genannt, impliziert der Begriff „Führung“ Linearität, Kontrolle und ein Wissen-wo-es-langgeht; die Aufgabe der Führung spielt gleichsam unseren menschlichen Bedürfnissen nach Sicherheit, Kontrolle und Expertentum in die Hände, vor denen auch Mediator*innen nicht gefeit sind. Akzeptiert man die hier skizzierte theoretische Beschreibung von Mediation als sozialem System, dann folgt daraus die Erkenntnis, dass einerseits die Kommunikation unter doppelter Kontingenzbedingung erfolgt, sie mithin nicht-linear ablaufen kann und insgesamt gesehen ein riskantes Unterfangen ist; andererseits verfügt die Mediator*in über keine Sonderrolle, sondern gehört als Bewusstseinsystem ebenso wie die Medianden der Umwelt des sozialen Systems Mediation an; zwar sind beide Systemtypen strukturell eng gekoppelt und für die Kommunikation notwendig, dennoch gilt für Bewusstseinsysteme (auch das der Mediator*in): Umwelt und nicht: System.

Die „Führung“ in der Mediation kann sich mithin nur darauf beschränken, dass die Mediator*in in der Kommunikation *andere Interessen* verfolgt als die Medianden, und so den Verlauf der Kommunikation, das Verfahren also, mehr in den Blick nimmt, als den Konflikt selbst, während die Medianden auf den Konflikt konzentriert sind und das Verfahren weder durchschauen noch Interesse daran haben (müssen). Dieses anders gelagerte Interesse der Mediator*in, in Verbindung mit einem (hoffentlich) prall gefüllten Handwerkskoffer, erlaubt ihr, die konfliktbezogenen Interessen und darauf fokussierte Kommunikation der Medianden immer wieder zu stören, so dass irgendwann ausreichend Irritation ausgelöst wird, damit die Irritationen als *order from noise* wahrgenommen, als systemrelevante Informationen selektiert und nach je eigener Systemlogik (= selbstreferentiell) verarbeitet werden kann. Das nennt man dann Verstehen (D.III.), das

die Grundlage für die Bereitschaft zu einer gemeinsamen Lösung bildet (D.IV.2.).

(ad 2) Handhabung von Komplexität: Wie gezeigt, ist der Verweis auf die Komplexität einer Lage oder eines Sachverhalts meist mit der Empfindung eines Zuviels verbunden. Das ist in der Mediation nicht anders. Die Fähigkeit, zwischen den verschiedenen Aspekten von Komplexität zu unterscheiden, erweist sich als hilfreich. Letztlich bedeutet es, die Ebene des Verfahrens von der Ebene des Falls, der kommunikativ behandelt wird, zu trennen.

Alle Aspekte, die *das Verfahren* selbst betreffen, lassen sich unter **Komplexität₁** (Strukturkomplexität) subsumieren – hier liefert Trossen (2021) hilfreiche Hinweise dafür, wie sich die Fülle an Informationen in der Mediation sachgerecht verarbeiten („dimensionieren“, ebd., S. 248) lässt: Handelt es sich bei dem Gesagten um ein Faktum, eine Meinung, ein Gefühl; geht es um eine Position, ein Motiv oder eine Lösung; verweist es auf einen Konflikt auf der Beziehungsebene oder auf einer strukturellen Ebene? Dieses Raster bietet eine Unterscheidungshilfe für die Mediator*in, welche die Strukturkomplexität des Verfahrens in handhabbare Schritte transformiert.

Akzeptiert man die unter D.I. ausgeführten Überlegungen zur Mediation als sozialem System, dann lässt sich bereits das Zustandekommen einer Mediation als eine Reduzierung der Komplexität verstehen (**Komplexität₃**). Die Mediation selbst stellt dann als Interaktionssystem den „einfachsten Fall“ sozialer Systeme dar, ein „undifferenziertes Sozialsystem“ mit „organisierter Komplexität“, das durch die Fokussierung der Kommunikation auf einen Konflikt alle anderen Möglichkeiten der Kommunikation ausscheidet. Die Anerkennung dieses Umstands erweist sich als eine erhebliche Reduktion der möglichen Komplexität für die Mediation.

Unterworfen bleibt die Mediation der **Komplexität₂** und mithin den Unsicherheitsbedingungen der doppelten Kontingenz der Kommunikation in der Mediation selbst (dazu D.II.), in der das Ringen um Verstehen (dazu D.III.) einen wesentlichen Teil bildet. Komplexitätstheoretisch verstanden zeigt sich jede Mediation als ein *Unsicherheitstraining* für die beteiligten

Bewusstseinssysteme in dem die Mediator*in den Umgang mit Nicht-Wissen in dynamischen Prozessen einübt. So verstanden heißt Führung durch die Kommunikation der Mediation keineswegs Linearität, Kontrolle, Sicherheit, Expertentum und Wissen-wo-es-langgeht, sondern vielmehr Ausdauer im Aushalten von Unsicherheit, Schwimmen in einem Prozess, Nichtwissen (wo es langgeht), Dynamik und mithin ständige Richtungsänderungen. Wer das grundsätzlich akzeptiert, entwickelt ein Vertrauen in das soziale System Mediation, in der sich die Kommunikation autonom, selbstorganisiert und selbstreferentiell dahin entwickeln kann, dass Lösungen dabei herauskommen. Die Aufgabe der Führung durch die Mediator*in bedeutet dann, den zeitlichen Horizont des kommunikativen Raums Mediation so zu dehnen, dass darin – ebenfalls mit Unterstützung der Mediator*in – möglichst viel Unsicherheitsdynamik stattfinden kann. So gesehen ist die Aufgabe der Mediator*in weniger Führung als vielmehr die Herstellung der Bedingungen der Möglichkeit für das Finden von Lösungen, indem sie die Zeit der Kommunikation ausdehnt und den Raum für das Geschehen offenhält.

F. Erträge für eine „Theorie der Mediation“

Auf theoretischer Ebene versucht diese Arbeit einen Beitrag zur Entwicklung einer „allgemeinen Theorie der Mediation“ zu leisten, die bislang noch aussteht (dazu B). Dieses zweite Schlusskapitel fasst die zentralen Argumente mit Blick auf die Erträge in dieser Hinsicht zusammen.

Theorieverständnis: Bei einer „allgemeinen Theorie der Mediation“ würde es sich um eine Theorie mittlerer Reichweite handeln, die nach oben hin einen Anschluss an eine der „große Erzählungen“ (Metatheorien) sucht, und nach unten hin Modelle und kleinere Erklärungsansätze integriert, die diese oder jene Wirkungsweise in der praktischen Ausführung unterstellt.

Die vorliegende Arbeit hat die Mediation an die Theorie sozialer Systeme als einer der beiden aktuell virulenten Metatheorien²⁰ angeschlossen und hat gleichzeitig versucht, den Blickwinkel mithilfe komplexitätstheoretischer Ansätze so zu erweitern, dass einerseits die Mediation als soziales System greifbar, andererseits jene Komplexität sichtbar wird, die ihr aufgrund ihrer Konstruktion als kommunikatives Verfahren, das im Verstehen und dem wechselseitigen Perspektivwechsel die Basis für eine einvernehmliche Lösung sieht, eigen ist. Das Thema dieser Arbeit war mithin die Suche nach theoretischer Kongruenz, dem Anschluss einer allgemeinen Theorie der Mediation „nach oben“ hin. Der Anschluss scheint gut möglich, wenn dies auch für den einen oder anderen Praktiker möglicherweise als Herausforderung erscheinen mag.

In lateraler Hinsicht erhält die noch zu entwickelnde *allgemeine* Theorie der Mediation fundierte Unterstützung durch die „kognitive Mediationstheorie“, wie sie Arthur Trossen zur Begründung der integrierten Mediation formuliert hat (Trossen, 2021) und die sich ebenfalls auf der Ebene der Theorien mittlerer Reichweite bewegt. Auch wenn der dortige zentrale Begriff der „Verstehensvermittlung“ (Trossen, 2021, S. 97), ähnlich wie die Aufgabe der „Führung durch die Kommunikation“, Assoziationen von

²⁰ Als weitere Metatheorie mit ähnlicher Reichweite kann man die Habitustheorie von Pierre Bourdieu verstehen. Für Gemeinsamkeiten und Unterschiede siehe Nassehi / Nollmann, 2004

Linearität und Wissen-wo-es-langgeht auf Seiten der Mediatorin hervorruft, so lässt sich die kognitive Mediationstheorie dennoch leicht an die hier vorgestellten Überlegungen zum Verstehen (dazu D.III.) auf der Grundlage der Theorie sozialer Systeme anschließen. Es bedeutete jedoch eine Abschwächung des Begriffs der „Vermittlung“, weg von einer linearen Tätigkeit hin zu einer Unterstützung im Sinne der Mäeutik (wie Trosen an anderer Stelle selbst vermerkt, z. B. S. 249): Ähnlich einer Hebamme verhilft sie den Medianden zur Geburt der Erkenntnis (über den Konflikt und mögliche Lösungen), wobei an dieser Stelle der Gedanke hilfreich sein kann, dass die Hebamme das zu gebärende Kind ja auch noch nicht kennt, sich nur sicher ist, dass es ein Kind ist, das zur Welt kommen möchte – ähnlich weiß die Mediatorin auch nichts über die „beste Lösung“ für den Konflikt, sondern nur, dass es Lösungen für Konflikte gibt, die zu gegebener Zeit ans Licht drängen.

Mediation als sozialer Sachverhalt: Bislang wird die Mediation in Lehrbüchern und Handreichung zwar oft mit einem „systemischen Verständnis“ verbunden, jedoch gleichzeitig vorwiegend als psychologischer Sachverhalt konzeptioniert (dazu B und C.II.). In Abgrenzung dazu unterscheidet diese Arbeit klar zwischen psychologischen und sozialen Sachverhalten; zu letzteren zählt alles, was kommunikativ verhandelt wird. Die hier skizzierte Konzeption von Mediation als soziales System greift auf die Erkenntnisse der Systemtheorien zweiter Ordnung zurück, die ebenfalls zwischen sozialen und psychischen Systemen unterscheiden. Zwar spielen bei der Mediation psychologische Aspekte der Beteiligten Streitparteien eine Rolle, dennoch unterscheidet sich Mediation explizit von (psychologischer) Therapie. Mediation stellt sich vielmehr als ein zeitlich/räumlich begrenztes soziales System, genauer: ein Interaktionssystem, dar, das mit hin auf der Basis von „Kommunikation“ und „Verstehen“ arbeitet.

Die zentralen Aspekte dieser Perspektive auf Mediation betreffen die Rollen sowie das Verhältnis der an der Mediation Beteiligten (Bewusstseinsysteme) zu der Mediation selbst (Kommunikationssystem): Mediator*in und Medianden sind als Bewusstseinsysteme operativ geschlossen (operierend auf Gedanken) und sowohl füreinander als auch für das Interaktionssystem Mediation „Umwelt“ (eine zusammenfassende Darstellung

findet sich in Abb. 6). Ebenso ist die Mediation als soziales System operativ geschlossen (operierend auf Kommunikation), wobei es mit den Bewusstseinsystemen eng strukturell gekoppelt ist; ohne deren Beteiligung fänden die Kommunikationen nicht statt. Die Kommunikationen selbst finden unter den Bedingungen doppelter Kontingenz statt, zugleich ist jede Selektion (Information, Mitteilung, Verstehen) selbst weder zwangsläufig noch „folgerichtig“, sondern jede für sich genommen ebenfalls kontingent.

Um schließlich inhaltliches „Verstehen“ (als Basis für den in der Mediation gewünschten Perspektivwechsel) zu erreichen, müssen die Streitbeteiligten ihre eigene Komplexität dem jeweils anderen zur Verfügung stellen, so dass dieser sich selbst als ein System unter anderen in der Umwelt des anderen sehen kann. Über die Beobachtung der Kommunikation (der Mediation selbst also) können sich die beteiligten Parteien (Bewusstseinsystem) so weit irritieren lassen, dass es zu einer Selbstrestrukturierung kommt, mithin: Lernen.

Aus dieser Konzeption der Mediation als sozialem System heraus ergibt sich sowohl ihre Eigenlogik als auch Eigendynamik, die sich zusammenfassend auch so ausdrücken lässt: Die Mediation vollzieht sich selbst, im Erfolg wie im Scheitern.

Literatur

- Aschenbrenner, Jo B.*, „Die Wahrheit beginnt im Gespräch“. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2008, 11 (5), S. 145–149.
- Ashby, William Ross*, Eine Einführung in die Kybernetik (Original 1956: An introduction to cybernetics), 2 Aufl., Frankfurt am Main 1985.
- Atteslander, Peter*, Methoden der empirischen Sozialforschung, 11. Aufl., Berlin 2006.
- Atzeni, Gina*, Interaktion / Organisation / Gesellschaft, in: Jahraus, Oliver / Nassehi, Armin / Grizelj, Mario / Saake, Irmhild / Kirchmeier, Christian / Müller, Julian (Hg.) Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart, Weimar 2012, S. 88–90.
- Bähner, Christian / Oboth, Monika / Schmidt, Jörg*, Konfliktklärung in Teams & Gruppen. Praktische Anleitung und Methoden zur Mediation in Gruppen, Paderborn 2008.
- Baraldi, Claudio / Corsi, Giancarlo / Esposito, Elena*, GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme, Frankfurt am Main 1998.
- Bastine, Reiner*, Mediation: Von der Technik zum komplexen Verständnis zwischenmenschlicher Konfliktlösung. Forum Mediation 2002, 5 (1), S. 34–40 (überarbeitete PostPrint-Version 27.01.2014).
- Bertalanffy, Ludwig von*, General Systems Theory. General Systems 1956, 1, S. 1–10.
- Bertalanffy, Ludwig von*, Vorläufer und Begründer der Systemtheorie, in: Kurzrock, Ruprecht (Hrsg.) Systemtheorie, Berlin 1972, S. 17–28.
- Bond, Kati / Bond, Greg*, Das Systemische in der Mediation: was und wozu? pm perspektive mediation 2015, 12 (4), S. 196–201.
- Breidenbach, Stephan*, Mediation. Struktur, Chancen und Risiken von Vermittlung im Konflikt, Köln 1998.
- Christian, David*, The idea of emergence, in: Brockman, John (Hrsg.) This explains everything. 150 deep, beautiful, and elegant theories of hwo the world works, New York 2013, S. 174–176.
- Duss-von Werdt, Joseph*, Einführung in Mediation, Heidelberg 2011.
- Duss-von Werdt, Joseph*, homo mediator. Geschichte und Menschenbilder der Mediation, Baltmannsweiler 2015.
- Duss-von Werdt, Joseph*, § 10 Der systemisch-konstruktivistische Ansatz, in: Haft, Fritjof / Schlieffen, Katharina Gräfin von (Hg.) Handbuch Mediation. Methoden und Technik, Rechtsgrundlagen, Einsatzgebiete, 3. Aufl., München 2016, S. 251–275.

- Egner, Heike*, Gesellschaft, Mensch, Umwelt – beobachtet. Ein Beitrag zur Theorie der Geographie, Stuttgart 2008a.
- Egner, Heike*, Komplexität. Zwischen Emergenz und Reduktion, in: Egner, Heike / Ratter, Beate M.W. / Dikau, Richard (Hg.) Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand, München 2008b, S. 39–54.
- Egner, Heike*, Theoretische Geographie, Darmstadt 2010.
- Firestein, Stuart*, The name game, in: Brockman, John (Hrsg.) This will make you smarter. New scientific concepts to improve your thinking, New York 2012, S. 62–64.
- Fisher, Roger / Ury, William / Patton, Bruce*, Das Harvard-Konzept. Die unschlagbare Methode für beste Verhandlungsergebnisse, 2. Aufl., München 2019.
- Foerster, Heinz von*, On self-organizing systems and their environments, in: Yovits, Marshall C. / Cameron, Scott (Hg.) Self-organizing systems. Proceedings of an interdisciplinary conference 5 and 6 Mai, 1959, New York 1960, S. 31–50.
- Fuchs, Peter*, Der Sinn der Beobachtung. Begriffliche Untersuchungen, Weilerswist 2004.
- Glasl, Friedrich*, Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater, 11. Aufl., Bern 2017.
- Gläßer, Ulla*, § 15 Mediative Intervention, in: Haft, Fritjof / Schlieffen, Katharina Gräfin von (Hg.) Handbuch Mediation. Methoden und Technik, Rechtsgrundlagen, Einsatzgebiete, 3. Aufl., München 2016, S. 357–388.
- Goldammer, Eberhard von*, Heterarchie – Hierarchie. Zwei komplementäre Beschreibungskategorien. vordenker 2003, August, 1-8. Online unter: http://www.vordenker.de/heterarchy/a_heterarchie.pdf, zuletzt 11.05.2021.
- Goldammer, Eberhard von / Kaehr, Rudolf*, Transdisziplinarität in der Technologieforschung und Ausbildung. vordenker 2007, summer edition, 1-8. Online unter: <https://www.vordenker.de/transd/transd.htm>, zuletzt 11.05.2021.
- Gruber, Michaela*, Systemische Mediation. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2008, 11 (3), S. 71–73.
- Günther, Gotthard*, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik. Band 2: Wirklichkeit als Polykontextualität, Hamburg 1979.
- Haaf, Stefanie K.*, § 7 Mediation in Abgrenzung zu anderen Verfahren außergerichtlicher Konfliktbewältigung, in: Haft, Fritjof / Schlieffen, Katharina Gräfin von (Hg.) Handbuch Mediation. Methoden und Technik, Rechtsgrundlagen, Einsatzgebiete, 3. Aufl., München 2016, S. 187–208.

- Harnack, Klaus*, Konkretes und abstraktes Denken – Ein Werkzeug des Konfliktmanagements. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2019, 22 (3), S. 80–84.
- Horster, Detlef*, Niklas Luhmann, München 1997.
- Hösl, Gattus*, § 12 Transformative Mediation – Der Mensch im Mittelpunkt, in: Haft, Fritjof / Schlieffen, Katharina Gräfin von (Hg.) Handbuch Mediation. Methoden und Technik, Rechtsgrundlagen, Einsatzgebiete, 3. Aufl., München 2016, S. 289–298.
- Hutter, Michael / Teubner, Gunther*, Der Gesellschaft fette Beute. Homo juridicus und homo oeconomicus als kommunikationserhaltende Fiktionen, in: Fuchs, Peter / Göbel, Andreas (Hg.) Der Mensch – das Medium der Gesellschaft?, Frankfurt am Main 1994, S. 110–145.
- Jahraus, Oliver / Nassehi, Armin / Grizelj, Mario / Saake, Irmhild / Kirchmeier, Christian / Müller, Julian*, Luhmann Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2012.
- Jochens, Norbert*, Mediation, Systemtheorie & Konstruktivismus. Konfliktintervention durch Mediatoren aus systemtheoretisch-konstruktivistischer Perspektive, Saarbrücken 2013.
- Jochens, Norbert*, Mediation & Steuerungstheorie. Grundlagen der kommunikativen Steuerung konfliktärer Sozialsysteme, Heidelberg 2018.
- Jochens, Norbert*, Eine allgemeine Verfahrenslehre der Konfliktbearbeitung. Mediation als Erkenntnisgewinnungsverfahren für konfliktäre Sozialsysteme. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2019, 22 (3), S. 84–89.
- Kauffmann, Stuart*, Der Öltropfen im Wasser. Chaos, Komplexität, Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft, München 1998.
- Kessen, Stefan / Voskamp, Beate*, Sich der Komplexität stellen. Konsensuale und qualitativ hochwertige Lösungen zur Zukunft des Landwehrkanals in Berlin. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2014, 17 (3), S. 99–103.
- Kieserling, André*, Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme, Frankfurt am Main 1999.
- Kleve, Heiko*, Das Tetralemma der Mediation. Zur Struktur einer systemischen Methode. pm perspektive mediation 2015, 12 (4), S. 222–227.
- König, René*, Handbuch der empirischen Sozialforschung. Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil, München 1973.
- Lederer, Susanne*, Was ist systemisch an „meiner“ Mediation? pm perspektive mediation 2015, 12 (4), 208–214.

- Lewin, Kurt*, Field Theory in Social Science. Selected Theoretical Papers (edited by Dorwin Cartwright), New York 1951.
- Lewin, Roger*, Die Komplexitätstheorie. Wissenschaft nach der Chaosforschung, München 1996.
- Lindemann, Holger / Mayer, Claude-Hélène / Osterfeld, Ilse*, Systemisch-lösungsorientierte Mediation und Konfliktklärung. Ein Lehr-, Lern- und Arbeitsbuch für Ausbildung und Praxis, Göttingen 2018.
- Lorenz, Edward N.*, Deterministic non-periodic flow. Atmospheric Science 1963, 20, 130–141.
- Luhmann, Niklas*, Systeme verstehen Systeme, in: Luhmann, Niklas / Schorr, Karl Eberhard (Hg.) Zwischen Intransparenz und Verstehen. Fragen an die Pädagogik, Frankfurt am Main 1986, S. 72–117.
- Luhmann, Niklas*, Soziale Systeme: Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987.
- Luhmann, Niklas*, Selbstreferentielle Systeme, in: Simon, Fritz B. (Hrsg.) Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie, Berlin u.a. 1988a, S. 47–53.
- Luhmann, Niklas*, Neuere Entwicklungen in der Systemtheorie. Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 1988b, 42, 292–300.
- Luhmann, Niklas*, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1992.
- Luhmann, Niklas*, Das Recht der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1995.
- Luhmann, Niklas*, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1998.
- Luhmann, Niklas*, Was ist Kommunikation?, in: Ders. (Hrsg.) Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005a, S. 109-120.
- Luhmann, Niklas*, Die operative Geschlossenheit psychischer und sozialer Systeme, in: Ders. (Hrsg.) Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Opladen 2005b, S. 26–37.
- Luhmann, Niklas*, Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in: Ders. (Hrsg.) Soziologische Aufklärung 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft, 5. Aufl., Opladen 2005c, S. 9–24.
- Luhmann, Niklas*, Die Form Person, in: Luhmann, Niklas (Hrsg.) Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch, 2. Aufl., Wiesbaden 2005d, S. 137-148.
- Luhmann, Niklas*, Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation, in: Ders. (Hrsg.) Soziologische Aufklärung 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation, 4. Aufl., Opladen 2005e, S. 29–40.

- Luhmann, Niklas*, Läßt unsere Gesellschaft Kommunikation mit Gott zu?, in: Ders. (Hrsg.) *Soziologische Aufklärung 4: Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft*, 3. Aufl., Opladen 2005f, S. 241–249.
- Luhmann, Niklas*, Wie ist das Bewußtsein an Kommunikation beteiligt?, in: Ders. (Hrsg.) *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*, 2. Aufl., Opladen 2005g, S. 38–54.
- Luhmann, Niklas*, *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, 5. Aufl., Opladen 2008.
- Mainzer, Klaus*, *Thinking in Complexity. The Computational Dynamics of Matter, Mind, and Mankind*, 4. Aufl., Berlin 2003.
- Mainzer, Klaus*, *Der kreative Zufall. Wie das Neue in die Welt kommt*, München 2007.
- Mainzer, Klaus*, Komplexität, in: Jahraus, Oliver / Nassehi, Armin / Grizelj, Mario / Saake, Irmhild / Kirchmeier, Christian / Müller, Julian (Hg.) *Luhmann-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart, Weimar 2012, S. 92–95.
- Mandelbrot, Benoît B.*, *The fractal geometry of nature*, San Francisco 1982.
- Mayer, Bernard*, Komplexität und Flexibilität – Über die Zukunft der Mediation (Teil 1). *Mediation aktuell | Fachportal*. 29.09.2020. Online unter: <https://www.mediationaktuell.de/news/komplexitaet-und-flexibilitaet-ueber-zukunft-mediation-teil-1?begriff=komplex>, zuletzt 26.01.2021.
- Mediationsgesetz*, vom 21. Juli 2012 (BGBl. I S. 1577), das durch Artikel 135 der Verordnung vom 31. August 2015 (BGBl. I S. 1474) geändert worden ist.
- Merton, Robert K.*, *Soziologische Theorie und Sozialstruktur*, Berlin u.a. 1995.
- Müller, Klaus*, *Allgemeine Systemtheorie. Geschichte, Methodologie und sozialwissenschaftliche Heuristik eines Wissenschaftsprogramms*, Opladen 1996.
- Nassehi, Armin / Nollmann, Gerd* (Hg.), *Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich*, Frankfurt am Main 2004.
- Orso, Ulrike*, *Mediation angrenzend an systemische Beratung. pm perspektive mediation* 2015, 12 (4), S. 232–236.
- Prigogine, Ilya*, *Vom Sein zum Werden. Zeit und Komplexität in den Naturwissenschaften*, München 1982.
- Prigogine, Ilya / Stengers, Isabelle*, *Order out of chaos. Man's new dialogue with nature*, 4. Aufl., Toronto 1988.
- Ratter, Beate M.W. / Treiling, Thomas*, Komplexität – oder was bedeuten die Pfeile zwischen den Kästchen?, in: Egner, Heike / Ratter, Beate M.W. / Dikau,

- Richard (Hg.) Umwelt als System – System als Umwelt? Systemtheorien auf dem Prüfstand, München 2008, S. 23–38.
- Reiss, Michael*, Komplexität meistern im Konfliktmanagement. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2018, 21 (3), 86–90.
- Reitz, Michael*, Helm Stierlin. Zeitzeuge und Pionier der systemischen Therapie, Heidelberg 2014.
- Reuthal, Klaus-Peter*, Konfliktverhalten aus neurobiologischer Sicht. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2012, 15 (3), S. 80–83.
- Schulz von Thun, Friedemann*, Miteinander reden - Störungen und Klärungen, 49. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2011.
- Simon, Fritz B.*, Einführung in die Systemtheorie des Konflikts, Heidelberg 2018.
- Spencer-Brown, George*, Laws of Form. Gesetze der Form, Lübeck 1997.
- Stephan, Achim*, Emergenz. Von der Unvorhersagbarkeit zur Selbstorganisation, Dresden, München 1999.
- Troja, Markus*, Die dunkle Seite der Mediation. Zeitschrift für Konfliktmanagement 2019, 22 (4), S. 136–141.
- Trossen, Arthur*, Mediation visionär (eBook), Altenkirchen 2021.
- Vester, Frederic*, Die Kunst vernetzt zu denken. Ideen und Werkzeuge für einen neuen Umgang mit Komplexität, 2. Aufl., München 2019.
- Wallisch, Peter*, Die Suche nach Magie. Oder: „Was ist integrierte Mediation für mich?“. 2012. Online unter: <https://www.in-mediation.eu/suche-nach-magie/>, zuletzt 02.03.2021.
- Watzlawick, Paul / Beavin, Janet H. / Jackson, Don D.*, Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien, Bern 2000.
- Welker, Michael*, Einfache oder multiple doppelte Kontingenzen? Minimalbedingungen der Beschreibung von Religion und emergenten Strukturen sozialer Systeme, in: Krawietz, Werner / Welker, Michael (Hg.) Kritik der Theorie sozialer Systeme. Auseinandersetzungen mit Luhmanns Hauptwerk, Frankfurt am Main 1992, S. 355–370.
- Wiener, Norbert*, Cybernetics or Control and Communication in the Animal and the Machine, New York 1948.
- Zwack, Mirko / Zwack, Julia*, Konflikte im Kontext. Grundlagen systemischer Konfliktberatung. pm perspektive mediation 2015, 12 (4), S. 202–207.